Staatl. Bibliothek
Regensburg

~~111 / 154.3~~

Philos. 22. III

C.

Zur
Königl. Bibliothek
zu
Regensburg.

nach Jury. Hoppe

Verbunden sind wir zu einem Zweck: Menschenwohl zu befördern.
Heilig, wie dieser Tempel, soll uns stets unser Bund seyn!

Robert

oder

der Mann, wie er seyn sollte.

Ein Seitenstück

zu

Elisa,

oder

das Weib, wie es seyn sollte.

Dritter und lezter Band.

Leipzig,
bey Theodor Seeger.
1802.

An das Publikum.

Es sey mir erlaubt, diesem vollendeten Werkchen noch einige Worte beyzufügen. Robert, der Mann, wie er seyn sollte, ist nicht Roman und soll es nicht seyn, sondern Erzählung, Charakteristik, Biographie, oder wie man es sonst nennen will, nach meinem Plane und Zwecke aber: eine Empfehlung rein moralischer Grundsätze durch sinnliche Darstellung. Ich kenne die

Erforderniſſe eines Romans, als äſthetiſchen Kunſtwerks, und weiß, daß dazu mehr, als eine bloß zuſammenhängende Reihe von Handlungen und Begebenheiten, gehöre; allein ich glaube denn doch, daß man, in praktiſcher Hinſicht, ein ziemlich bedeutendes Buch ſchreiben kann, wenn es auch nicht ein ſehr bedeutender Roman iſt. Und wenn Robert nur dazu nützt, die Summe praktiſcher Wahrheiten unter unſerm Geſchlechte mehr in Umlauf zu bringen, ſo will ich gern auf das Verdienſt, einen klaſſiſchen Roman geſchrieben zu haben, Verzicht leiſten. Daß übrigens der Gedanke, einen möglichſt vollkommenen Mann zu ſchildern,

nicht bloß durch Elisa veranlaßt worden ist, habe ich schon in der Vorerinnerung zu diesem Buche erklärt, und wiederhohle es jetzt, da dieses erste Seitenstück zu Elisa *) das Glück oder Unglück gehabt hat, eine Menge von Dingen, wie sie seyn und nicht seyn sollen, können und sind, zu veranlassen; ich wiederhohle es darum, weil ich so sehr gern den Vorwurf von mir ablehnen möchte, durch jenen, ich weiß nicht, wie?

---

*) Mein Urtheil über Elisa habe ich eben dort bescheiden geäußert, und die nachher erschienene scharfe Kritik dieses übermenschlichen Weibes hat es bestätigt.

mir zugekommenen Einfall die leidige Nachahmungssucht auf unserm literarischen Boden genährt und befördert zu haben. Ich bitte endlich das Publikum, die verspätete Vollendung dieses Werks mit meinen Amtsgeschäften, die mir für ästhetische Arbeiten nur Stunden übrig lassen, geneigt zu entschuldigen.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Nachricht.

Der Mangel an Kupfern bey diesem 3ten Bande des Roberts ist dadurch ersezt worden, daß Herr Jury in Berlin 6 der vorzüglichsten Scenen daraus in dem Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen vom Herrn Prof. Ebert, für das Jahr 1802 bearbeitet und geliefert hat, so wie bereits in dem Jahrbuch und s. w. für das Jahr 1800. und 1801., die von demselben Künstler so meisterhaft dargestellten Kupfer aus dem ersten und zweyten Bande dieses Buchs entlehnt sind.

Der Verleger.

Du lebst noch? — rief Felser, nachdem er vom ersten Taumel der Ueberraschung wieder zu sich selbst gekommen war — du, den ich seit Jahren für todt hielt?

Ich bin noch, — erwiderte Meier mit einem tiefen, erschütternden Seufzer —; ob ich wirklich lebe, kann Dir meine Gestalt sagen.

Robert. Beruhige Dich. Am Busen der Freundschaft sollst Du wieder aufleben. Freylich glaubt' ich dich nicht so wiederzusehen.

Meier. Ach! Felser, seitdem wir getrennt sind, bin ich sehr unglücklich geworden, und was noch härter ist, ich bin es durch eigne Schuld. Meine Unbesonnenheit hat mich so elend gemacht.

Robert. Gott! und ich habe nicht einmal mit Dir leiden können, mit Dir, der mein Schicksal so treulich getheilt hat.

Meier. Hätt' ich Dich zur Seite gehabt, so wär' ich gewiß in der Prüfung bestanden, der ich ohne dich unterlag.

Robert. Warum kamst Du nicht zu mir? Warum gabst Du mir nicht wenigstens von Deinem Schicksale Nachricht?

Meier. Ich hatte Vorwürfe von Dir verdient.

Robert. Doch keines Verbrechens, nur einer Schwäche wegen. Und auch mich hast Du einst schwach gesehen. Von mir konntest Du also keinen Vorwurf befürchten.

Meier. Vergieb mir. Ich war jetzt auf dem Wege zu Dir. Ich wollte Dich in Lusthofen aufsuchen, — und nun find' ich Dich hier so unverhofft, und Du nimmst mich in dieser elenden Gestalt so brüderlich auf.

Robert. Meier, wir haben uns ja ewige Treue geschworen. Würdest du mich wohl anders aufgenommen haben, wenn Du so glücklich wärest, wie ich, und ich wäre arm und unglücklich zu Dir gekommen?

Meier. Kaum kann ich Dir diese Frage beantworten. Das Glück verdirbt ja bisweilen die besten Herzen; aber Dein Herz ist unverdorben geblieben.

Robert. Das Unglück hat eben so oft diese Wirkung, und doch bist Du noch so gut, als Du sonst warest.

Meier. Kannst Du dessen gewiß seyn?

Robert. Dein offnes, helles, vorwurfsfreyes Auge bezeugt es.

Meier. O Freund, dieß Zutrauen von Dir erhebt mich über mein Schicksal.

Robert. Nun so darf ich Dich ja wohl bitten, mich mit Deinen erlittenen Unfällen vertraut zu machen, ohne daß ich fürchten müßte, Dein Herz allzutief zu verwunden.

Meier. Ja, ich bin Dir eine aufrichtige Mittheilung meiner Widerwärtigkeiten und Thorheiten schuldig; aber gern möcht' ich vorher mit Deinem Glücke bekannt werden. Der Mitgenuß Deiner Freuden wird es mir leichter machen, schmerzhafte Erinnerungen, die ich gern auf ewig aus meinem Gedächtniß vertilgen möchte, wieder aufzuregen.

Robert war augenblicklich bereit, den Wunsch seines Freundes zu befriedigen. Mit ungeschminkter Wahrheit, und ohne Bescheidenheit zu erkünsteln, erzählte er ihm, wie er durch seine erworbenen Kenntnisse und deren glückliche Proben

endlich zu einem festen Platze gelangt und wie es ihm in seinem jetzigen Wirkungskreise gelungen sey, sich auf mancherley Weise nützlich zu machen. Er ließ ihn in das Innerste seiner Verhältnisse sehen, die seiner Wirksamkeit so überaus günstig waren, und machte ihm dadurch die Annehmlichkeiten seiner Lage anschaulich. Von seinen häuslichen Verbindungen sagte er ihm nur so viel, daß ihm in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig sey; denn Meier sollte bald Augenzeuge seines ehelichen Glücks werden.

Mittlerweile hatten die beyden Wanderer Ruhthal erreicht, und schon schimmerte ihnen das wirthliche Haus entgegen, wo Meier von seinen langen Strapazen ausruhen und im Schooße der Freundschaft seine ausgestandenen Widerwärtigkeiten vergessen sollte, als Meier auf einmal hinter dem schneller zuschreitenden Robert zurückblieb, und, als dieser verwundert sich umsah, mit hervorstürzenden Thränen sagte: Nein, Felser, ich gehe nicht mit Dir. Gieb mir ein Almosen, und laß mich weiter ziehen.

Robert. Ich bitte Dich, Freund, was ist Dir? (Ihm zärtlich die Hand reichend) Komm

in dies frohe ländliche Haus, das noch genug Raum hat, einen Freund zu beherbergen.

Meier. Ich kann Dir nicht folgen, ohne Dich zu erniedrigen. Was wird Dein Weib denken, wenn Du einen verabschiedeten Soldaten, einen elenden Bettler, als Deinen Freund bey Dir einführst?

Robert. Du wirst meine Elise anders beurtheilen, wenn Du sie kennen wirst. Auch kennt sie Dich schon durch mich, und sie wird meine Freude über den wiedergefundenen Freund mit mir theilen.

Meier (erheitert). Glaubst Du das wirklich?

Robert. Ich bin fest davon überzeugt.

Meier. Nun, so sey es auf Deine Verantwortung. Sie waren noch einige Schritte gegangen, als Elise hinter einer Linde hervorschlüpfte, und in die Arme ihres Roberts flog, auf dessen Zurückkunft sie mit Sehnsucht geharrt hatte. Ihre erste Frage war: Wie siehts aus? Können wir hier bleiben?

Ja, meine Elise, — erwiderte Robert freudig — der Graf hat in meinen Vorschlag gewilligt; — aber eine Bedingung kann ich Dir nicht

verschweigen: wir sollen diesen Mann zu unserm Hausgenossen aufnehmen.

Elise sieht Meiern betroffen an, der schnell einfällt: Nein, nein, Madam, fürchten Sie nichts. Der arme Mann bittet nur um ein Nachtlager.

Elise. Robert, Dein Auge ist geheimnißvoll. Du kennst gewiß diesen Mann nicht erst seit heute.

Robert. Und wenn es nun doch so wäre?

Elise. Auch dann würde Dein Wille für mich ein Befehl seyn.

Meier. Laß mich, Felser. Das Schicksal hat zwischen uns eine zu dichte Scheidewand gezogen.

Elise. Robert, darf ich es glauben, was mir die Freude auf Deinem Gesichte verräth? Du hast ja wohl nur mit Einem den Bruderbund geschlossen?

Robert. Nur mit dem Einzigen, den ich nach langer Trennung brüderlich wieder umarmt habe. Seine Gestalt hat sich verändert; aber sein Herz ist sich gleich geblieben. Brauch' ich Dir unsern künftigen Hausgenossen noch deutlicher zu bezeichnen?

Elise (zu Meiern). Seyn Sie mir herzlich willkommen. Der wackre Mann ist in jedem Kleide achtungswerth, und schon oft ward in diesem Hause, das Sie von jetzt an bewohnen werden, der Name Meier mit Rührung genannt.

Meier (affektvoll). Edle, treffliche Frau, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie mich in meinem Elende so kräftig trösten! Zutraulich folgte er jetzt Felsern und seiner Gattin in ihr freundliches Haus, und nachdem er ausgeruht hatte, versorgte ihn Felser mit andern Kleidern, die ihm seine vorige Gestalt wiedergaben, ob sie gleich die Züge, die der Kummer auf sein Gesicht gegraben hatte, nicht verwischen konnten. Nach dem Genuß einer Abendmahlzeit, wie sie der arme herumirrende Flüchtling lange nicht genossen hatte, setzte sich die kleine Familie in einen Kreis, und Meier erzählte seine Geschichte: Ich war, wie sich mein lieber Felser noch erinnern wird, zum Prediger in Lilienthal ernannt worden. Meine Freude darüber war groß, und die gute Wilhelmine ertrug den Verlust ihres Vaters gelassener, da sie die Hoffnung hatte, nicht nur mit ihrem Freunde enger verbunden zu werden, sondern auch in dem

Hause, wo sie geboren und erzogen war, fernerhin bleiben und ihre jüngere Schwester zugleich mit versorgen zu können. Ehe ich jedoch meinen Beruf antreten konnte, mußte ich mich der Prüfung des geistlichen Inspektors unterwerfen, der ein finstrer Zelot war, und Jeden, der nicht, wie er, dachte und glaubte, mit fanatischem Eifer verfolgte. Meine in Lilienthal gehaltenen Vorträge hatten Aufsehen gemacht, weil sie vernünftiger und praktischer waren, als sie in der dortigen Gegend gehalten wurden, und leider! hatte mich der alte Pfarrer selbst als einen Neuerer, der von der verderblichen Seuche der Aufklärung angesteckt sey, dem Inspektor der Ephorie verdächtig gemacht. Dieser hielt es für ein verdienstliches Werk, mich zu keiner öffentlichen Wirksamkeit gelangen zu lassen, und es war für ihn, eh' er mich noch kannte und prüfte, schon so gut als entschieden, daß ich zur Verwaltung eines geistlichen Lehramts untauglich sey. Ich kannte den Mann, der über meine Würdigkeit entscheiden sollte, und war auf eine schwere Prüfung vorbereitet. Auch gedachte ich Deiner freundschaftlichen Warnung, und nahm mir vor, mit Bescheidenheit und Klugheit seinen feindseligen Angriffen zu begegnen. Aber ich hatte

von der geistlichen Gewalt des hochwürdigen Mannes viel zu wenig erwartet. Er legte mir eine Menge Fragen über Gegenstände vor, die für mich sämmtlich in der terra incognita lagen, weil meine Lehrer zu vernünftig gewesen waren, um ihre Schüler mit den Absurdidäten der alten scholastischen Sophistik und Casuistik zu beschäftigen. Ich antwortete offenherzig, daß ich nichts zu antworten wüßte, und er konnte sein Erstaunen über meine Ignoranz nicht stark genug ausdrücken. Die verständlichern Fragen, die er mir vorlegte, beantwortete ich nach meiner auf unumstößlichen Gründen beruhenden Ueberzeugung; aber von Allem, was ich bescheiden meynte, behauptete er diktatorisch, daß es falsch, irrig und ketzerisch sey, und, mit Einem Wort, ich ward von ihm zur Verwaltung der mir angewiesenen Lehrstelle für unfähig und unwürdig erklärt. Bey dieser schimpflichen Sentenz ließ es der geistliche Despot noch nicht bewenden, sondern, um mich ganz außer Thätigkeit zu setzen, verbot er mir bey harter Ahndung alle öffentlichen Vorträge in dem ganzen Sprengel, welchem er vorstand. So waren meine goldenen Aussichten, Gutes zu stiften, meine lieblichen Hoffnungen, glücklich zu machen und

es selbst zu werden, auf einmal vernichtet. Entrüstet über das erlittene Unrecht, von Schaam und Schmerz und Verzweiflung gefoltert, wankte ich in den Gasthof, wo mein Quartier war, zurück. Zufällig fand ich daselbst einen Offizier von nicht gemeinem Range, der sich mit mir in ein Gespräch einließ, und mir die Ursache meiner Verwirrung, die ihm nicht unbemerkt geblieben war, abforschte. Die Züge der Theilnahme und des Mitleids, die sich auf seinem Gesicht ausdrückten, flößten mir Zutrauen ein, und ich erzählte ihm ohne Rückhalt mein Schicksal. Er bezeugte den lebhaftesten Unwillen über die Chikanerie des Inspektors, schilderte mir selbst meine Lage so traurig und trostlos, wie sie wirklich war, und stellte mir vor, wie schwürig es unter den jetzigen Umständen für mich seyn würde, zu einem geistlichen Amte zu gelangen. Da ich ihm leider! Recht geben mußte, so benutzte er meine Hoffnungslosigkeit, daß er mich überredete, bey dem von ihm selbst zu errichtenden Regimente Dienste zu nehmen, wobey er mir die Versicherung gab, daß ich in kurzer Zeit zum Offizier avanciren, und so bald im Stande seyn würde, die Geliebte meines Herzens, wenn sie mir treu bliebe, glücklich zu machen. Sein Vorschlag

setzte mich in eine unbeschreibliche Verwirrung. Meinen Beruf zu verlassen, und mich von Wilhelminen zu trennen, war für mich eine peinliche Vorstellung, und doch fühlte ich mich zu schwach, die schiefen Urtheile der Unwissenden und selbst meines Gönners, das Hohngelächter der Schadenfrohen, und Wilhelminens Gram zu ertragen. Kann ich dem Vaterlande nicht so nützen, wie ich wollte, nun so sey es auf eine andre Art! Dies war der Gedanke, mit dem ich mich wegen meiner Abtrünnigkeit vor mir selbst entschuldigte, und meiner selbst kaum bewußt, willigte ich endlich in den Vorschlag des eigennützigen Werbers. Wilhelminen konnte und wollte ich unter diesen Umständen nicht wiedersehen; ich benachrichtigte sie also schriftlich von meinem Unglück, schickte ihr den größten Theil meiner Baarschaft, und sprach ihr Muth und Hoffnung auf eine bessere Zukunft ein. Ich versicherte sie von meiner immerwährenden Ergebenheit und Treue; doch stellte ich es ihr frey, ihre Hand einem Andern zu schenken, wenn sie mit ihm glücklich zu werden gedächte. Was aus mir geworden wäre, und welchen neuen Weg ich zu meinem Fortkommen eingeschlagen hätte, verschwieg ich ihr eben so wohl

als meinem gewesenen Prinzipal, dem ich blos das Verfahren des Inspektors wahr und einfach erzählte, und wozu ich noch die Bitte fügte, meine vorhandenen Effekten Wilhelminen zu ihrem freyen Gebrauche zu überlassen. Du kannst Dir leicht vorstellen, welchen schrecklichen Kampf ich bey Abfassung dieser Briefe mit mir selbst bestand. Mein Herz wollte zerspringen, und ich sah vor Thränen die Worte kaum, die ich hinschrieb. Aber Schaam und Verzweiflung behielten die Oberhand, und hätt' ich auch wieder zurücktreten wollen, so konnt' ich es nicht, denn der Offizier, dem ich Wort und Handschlag gegeben hatte, wich mir nicht von der Seite. Am folgenden Tage ward ich zum Regiment abgeführt, und bemerkte sehr bald, daß ich nichts weiter, als gemeiner Soldat war. Der Chef des Regiments, der mich selbst angeworben hatte, schien mich nicht mehr zu kennen, und sah gleichgültig zu, wenn ich von seinen Subalternen gemißhandelt ward. Ich merkte nun wohl, daß ich von seinen glänzenden Versprechungen nichts zu erwarten hatte, und hoffte mit Sehnsucht auf das erste Treffen, um durch ausgezeichnete Tapferkeit mir einen höhern Platz zu verdienen, oder das Ziel meiner Leiden zu finden. Aber auch diese Hoff-

nung blieb unerfüllt. Das Regiment, bey welchem ich diente, ward zur Besetzung der Grenzen beordert, und litt an allem Nothdürftigen Mangel, ohne am Kriege selbst einen thätigen Antheil zu nehmen. Einigemale näherte sich der Feind, und ich ward auf die gefährlichsten Vorposten gestellt, von welchen mancher meiner Kameraden nicht wieder zurück kam; aber mich verschonte das Schicksal, das ich unter Allen am wenigsten scheute. Jetzt kam Ordre zum Aufbruch, und mein Muth erhob sich von neuem, denn ich glaubte nun gewiß, daß es Sieg oder Tod gelten würde. Aber, es war leider! nicht so. Ich ward mit meinen Waffenbrüdern in eine Vestung geworfen, wo ich fünf Jahre lang ein elendes Pflanzenleben führte, und zuletzt nach einer neunmonatlichen Blokade den schrecklichen Qualen des Hungers fast unterlag. Doch wider alles Erwarten ward die Vestung von den Unsrigen entsetzt, und ausgehungert und abgezehrt, wie wir waren, wurden wir dem Feinde entgegen geführt. Meine Hoffnung gewann jetzt neues Leben, aber es war blos die Hoffnung eines ehrenvollen Todes, die mich alle Strapazen kaum fühlen ließ. Es dauerte nicht lange, als mitten in der Nacht die Lärmtrommel im Lager erscholl,

und einen unvermutheten Ueberfall ankündigte. Meine Kameraden zitterten, aber mir war der Aufruf zum Kampfe ein Ruf zur Erlösung, und freudig ergriff ich die Waffen, indeß Tausende der Unsrigen ihr Heil in der Flucht suchten. In kurzer Zeit war unser kleines Häuflein von dem feindlichen Heere umringt, und ein fürchterliches Feuer stürzte ganze Reihen der Unsrigen nieder. Der kommandirende General, der sich durchaus nicht gefangen geben wollte, faßte jetzt den kühnen Entschluß, sich mit den Seinigen durchzuschlagen, und er selbst fiel zuerst unter den Säbelhieben der Feinde. Meine Kameraden wurden von mir getrennt, und ich focht allein, aber nicht für mein Leben. Doch floh mich der Tod, den ich suchte, und leicht am Arme verwundet, ward ich zur Verlängerung meiner Qualen gefangen genommen. Ich verschweige gern, was ich in einer dreyjährigen Gefangenschaft litt, denn sie gehört immer noch zu der erträglichern Periode meines traurigen Militairstandes, weil ich den Umgang eines würdigen Geistlichen genoß, der an meinem Schicksale den herzlichsten Antheil nahm, und meinem Geiste die lang entbehrte Nahrung wiedergab. Durch ihn ward ich mit den wissenschaftlichen Fortschrit-

ten des Zeitalters bekannt, und die trefflichen Schriften praktischer Religionslehrer, die er mir freundschaftlich mittheilte, flößten mir neue Liebe zu dem Berufe ein, den ich, von Unmuth überwältigt, verlassen hatte. Gern hätte mich der wackre Mann aus meinem Sklavenstande befreyt, und mich in einen mir anständigern Wirkungskreis versetzt, aber das stand nicht in seiner Gewalt, und als nach erfolgtem Frieden die Gefangenen gegenseitig ausgewechselt wurden, kehrte auch ich unter dem Jubelgeschrey meiner Kameraden mit blutendem Herzen auf den vaterländischen Boden zurück. Der König befand indeß für gut, mehrere Regimenter, deren er im Frieden nicht bedurfte, zu verabschieden, und auch das Regiment, bey welchem ich diente, stand auf der Liste der aufgehobenen. Zur Belohnung meiner dem Vaterlande geleisteten Dienste und zur Vergütung aller ausgestandenen Strapazen erhielt ich also den Abschied, und mit ihm das Recht, mein Fortkommen anderweit zu suchen. So hart auch diese höchste Verfügung schien, wodurch eine Menge Menschen auf einmal des nothdürftigsten Unterhalts beraubt und in die traurige Nothwendigkeit gesetzt wurden, den

Bettelstab zu ergreifen, so war sie mir dennoch erwünscht, denn mir ekelte vor der einförmigen und verdienstlosen Lebensart, die der Soldat im Frieden führt. Die Zeit hatte auch an mir ihre wohlthätige Kraft bewährt; ich hatte das Leben wieder ertragen gelernt, und fühlte aufs neue den Beruf in mir, es zu nützen. Aber, wie konnt' ich in diesem elenden Soldatenkittel auch nur den bescheidensten Anspruch machen? Wie konnt' ich in dieser Gestalt hoffen, mit dem Anerbieten meiner Dienste irgendwo eine geneigte Aufnahme zu finden? Als ich so fragte und zweifelhaft schwankte, welchen Weg ich zu meinem Fortkommen einschlagen sollte, da fielst Du mir ein, den ich nächst Wilhelminen immer in meinem Herzen trug, und ohne mich zu bedenken, faßte ich den Entschluß, Dich aufzusuchen, in der Hoffnung, daß Du mir vielleicht zu einem kleinen Verdienste durch Kinderunterricht würdest behülflich seyn können. Ich glaubte Dich noch in Lusthofen, und nun führt mich eine gütige Providenz hierher, wo ich den Freund finde, den ich dort vergebens würde gesucht haben. Aber im Soldatenrocke wollt' ich Dir nicht unter die Augen treten, sondern mich erst mit bür-

gerlicher Kleidung versorgen, wozu mich die Wohlthätigkeit guter Menschen, die ich unterweges ansprechen mußte, in den Stand gesetzt hat.

Robert hatte vor Wehmuth nicht vermocht, Meiern in der Erzählung seiner Leiden zu unterbrechen; Elisens Augen waren immer mit einem Flor überzogen, und Vater Blum hatte in seiner theilnehmenden Aufmerksamkeit vergessen, sein gewöhnliches Abendpfeifchen zu rauchen.

Armer Freund — sagte Robert, als Meier geendigt hatte, und drückte ihm gefühlvoll die Hand — Du hast für eine einzige Uebereilung schwerer gebüßt, als mancher Bösewicht für alle seine Verbrechen. Aber vergiß des Vergangenen, und harre einer bessern Zukunft. Was Du mir von Deinen Schicksalen mitgetheilt hast, bleibt für jetzt unter uns, und Du lebst in meinem Hause unter dem Charakter, den Du sonst hattest, und dessen Du Dich, wie die Geschichte Deiner Gefangenschaft zeigt, keinesweges unwerth gemacht hast.

Meier. Freund, ich erkenne Dein Anerbieten mit dankbarem Herzen; aber urtheile selbst, ob ich ohne Beschäftigung und Beruf selbst in Deinem Hause würde zufrieden seyn können?

Robert. Nur so lange, bis es mir gelingen wird, deine Kräfte in Thätigkeit zu setzen, und dies wird mir hoffentlich bald gelingen, sollst Du mein Hausgenoß seyn. Noch eins jedoch wünscht' ich von Dir zu wissen, wenn Du mir anders darüber Auskunft geben kannst: Was ist aus Wilhelminen geworden?

Meier. Das weiß Gott. Vielleicht ist sie glücklich verheyrathet; vielleicht aber auch elend, wie ich, oder todt. Da ich sie mit meinem Schicksal nicht bekannt gemacht hatte, so war es ihr unmöglich, mich von dem ihrigen zu benachrichtigen, und ich hatte eben so wenig Gelegenheit, etwas von ihr zu erfahren.

Robert. Wenn sie nun noch lebte, und in der Hoffnung des glücklichen Wiedersehens Dir noch immer treu zugethan wäre, und Du würdest bald ein Mann, der treue Liebe vergelten und ausgestandne Trübsale vergüten könnte, würdest Du dann wohl die veralteten und vielleicht schon verwelkten Reize deiner verlassenen Freundin Dich nicht hindern lassen, ihr die versprochene Treue zu halten?

Meier. Wozu diese Frage? Ich habe lange genug den süßen Schwärmereyen meiner Phantasie

mit aller Kraft der besonnenen Vernunft entgegengekämpft. Warum willst Du jetzt, nachdem ich endlich gewünschte Freuden entbehren und auf der Liebe Glück Verzicht thun gelernt habe, mich der trügerischen Hoffnung, die an meiner Thorheit den meisten Antheil hat, aufs neue Preis geben?

Robert. Nein, das sey fern! Ich möchte Dich lieber vor jeder bittern Täuschung für die Zukunft verwahren, und — ich muß es dir aufrichtig gestehen — Du scheinst mir noch nicht ganz davor sicher zu seyn. Du hast die Hoffnung zu Wilhelminens Besitz aufgegeben, aber sprich selbst, ob nicht diese Hoffnungslosigkeit mehr in Deiner Lage, als in Deinem Herzen gegründet ist. Wie, wenn sich diese Lage schnell zu Deinem Vortheile veränderte, und Du Dich auf einmal in den Stand gesetzt sähest, deiner Geliebten die Treue, die Du ihr versprachst, zu beweisen? Würdest Du dann nicht geschwind zu ihr hineilen, um Deinen alten Anspruch auf ihren Besitz geltend zu machen?

Meier. O Freund, ich würde ja eines bessern Schicksals nicht werth seyn, wenn ich es unterließe.

Robert. Aber gesetzt nun, Du fändest sie

in einer so veränderten Lage, daß sie die Deinige nicht werden konnte. Du hast sie verlassen, und dadurch selbst ihre Verbindlichkeit gegen Dich aufgehoben. Sie hatte damals eine noch unerzogene Schwester, die sie versorgen mußte, und konnte also vielleicht die ihr dargebotene Hand eines Andern nicht ausschlagen. Ueberdies sind ja Weiberherzen veränderlich.

Meier. Und das sagt mein Freund in Gegenwart seiner Gattin?

Elise. Mein Mann hat nicht unrecht. Ich rathe ihnen selbst, nicht zu fest auf die Treue Ihres Mädchens zu bauen.

Meier (bewegt). Wirklich, das rathen Sie mir? Ach! der Gedanke an ihre Treue war noch im Leiden mein einziges Labsal.

Robert. Ich bitte Dich, Freund, laß von Deinem Kampfe mit der trügerischen Hoffnung, wie Du sie selbst nennst, noch nicht ab. Nur Einen Arm hast Du ihr erst entwaffnet; aber sie nimmt das Schwerdt in den andern, und schlägt Dich zu Boden. Hoffe lieber, was Du nicht hoffen zu dürfen meinst, und bezweifle, was Dir entschieden gewiß scheint. Mit Deiner Lage kann bald eine glückliche Veränderung vorgehen; aber

ob dann Wilhelmine noch dein seyn wird, das wag' ich Dir nicht zu versprechen.

Meier. Nun wohl ihr, wenn sie nur glücklich ist! Ich habe ja einen Freund wieder. —

Robert. Der Dir freylich den Verlust der Freundin nicht ersetzen kann, aber doch sich bestreben wird, ihn Dir zu erleichtern.

Robert freute sich herzlich, daß er in seinem wiedergefundenen Freunde noch den wackern, rechtschaffnen Mann fand, den Unglück und erlittenes Unrecht nur niedergebeut und zu einer Thorheit verführt hatten, ohne seinem moralischen Charakter zu schaden. Er ehrte das treue, beständige Herz, das nach einer zehnjährigen Trennung der Erstgeliebten immer noch zugethan war, und wünschte, um seines Freundes willen, daß Wilhelmine zu den Seltnern ihres Geschlechts, die nur einmal und unveränderlich lieben, gehören möchte, ob er gleich, um die Ruhe des gefühlvollen Mannes zu sichern, ihm ihre Treue zweifelhaft zu machen suchte. Jetzt konnte auch Robert, da er ihn so gefunden hatte, mit gutem Gewissen, und ohne sich der Partheylichkeit schuldig zu machen, sich thätig für sein Bestes verwenden; aber keineswegs wollte er durch protektorische Empfehlung und

Verbürgung ihm aufdringen, sondern ihm bloß Gelegenheit verschaffen, seine Kräfte und Fähigkeiten zu zeigen, und sich auf diese Art selbst ein verdientes Glück zu bereiten. Er wußte, was Meier sonst vermocht, welche schöne praktische Kenntnisse er sich eigen gemacht hatte, und er urtheilte mit Recht, daß er seine Gelehrsamkeit, an welcher der Geist weit mehr Antheil hatte, als das Gedächtniß, in dem vieljährigen Soldatenstande nicht könne ausgeschwitzt haben, zumal, da er noch in den letztern Jahren einen so lehrreichen Umgang genossen hatte.

Mit lachender Miene, hinter welcher jedoch eine sehr ernsthafte Absicht verborgen lag, fragte er Meiern am folgenden Morgen, ob er sich wohl getrauen würde, der christlichen Gemeine in Hoheneichen eine Predigt zu halten?

Ich sollte meinen, antwortete Meier, daß dazu weniger Herzhaftigkeit gehöre, als zu einer Attake. Nur glaube ich nicht, daß der Pfarrer des Orts mir erlauben wird, seine Stelle zu vertreten, da ich nur ein Zeugniß von meinem militairischen Charakter, aber keines von meinem theologischen beybringen kann.

Jetzt — erwiderte Robert scherzhaft —

bin ich Pfarrer in Hoheneichen, und gebe Dir die Erlaubniß, sobald es Dir gefällig seyn wird, Dich hören zu lassen.

Ernst oder Scherz? fragte Meier bedenklich.

Robert erklärte seinem Freunde, wie sich die Sache verhalte, und Meier war nicht wenig überrascht, als er hörte, daß eine so ansehnliche Predigerstelle vakant sey, und, ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse, nur dem Geschicktesten und Würdigsten zu Theil werden solle. So fest sein Entschluß war, nie wieder zu hoffen und sich täuschen zu lassen, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Hoffnung auf einmal einen hellen Strahl in sein düstres Gemüth warf, und ein Kraftgefühl in ihm weckte, das ihn augenblicklich entschlossen machte, in den Vorschlag seines Freundes zu willigen.

Schon hatte sich seit Calovius Abgang eine große Anzahl Competenten zu dem erledigten Amte gefunden; auch hatten bereits Mehrere von ihnen öffentliche Vorträge gehalten, und Keiner hatte versäumt, sich dem Rath Felser in seine vielgeltende Protektion ehrfurchtsvoll zu empfehlen; aber ihre sämmtlichen Arbeiten waren höchstens

nur mittelmäßig gewesen, und hatten weder die Herrschaft noch die Gemeine befriedigt. Einige Wochen nach Meiers Ankunft in Ruhthal, als der Graf schon zu zweifeln anfieng, daß er ein seinen gerechten Wünschen völlig entsprechendes Subjekt finden werde, kam Felser und ersuchte den Grafen, daß er auf den nächsten Sonntag den Vortrag eines Mannes von gesetzten Jahren, den seine Schüchternheit abhalte, sich um die erledigte Predigerstelle ordentlich zu bewerben, geneigt anhören und seiner Beurtheilung würdigen möchte. Er selbst, fügte Robert hinzu, würde es für einen besondern Beweis des Zutrauens Sr. Excellenz ansehen und dankbar erkennen, wenn er ihm erlaube, den Namen und die Verhältnisse dieses durch eigene Schicksale sich auszeichnenden Mannes bis nach abgelegter Probe seiner Fähigkeit zu verschweigen.

Desto besser — sagte der Graf — so werde ich den Vortrag des Unbekannten desto freyer und unpartheyischer beurtheilen.

Dieß war — erwiderte Robert — bey der Bitte, die ich an Ew. Excellenz wagte, kaum eine Nebenabsicht, denn ich bin schon ganz überzeugt, daß Sie kein Ansehen der Person nehmen.

Vor einer zahlreichen Versammlung hielt Meier, ohne allen Aufwand von Schulgelehrsamkeit, einen durchdachten, wohlgeordneten, herzlichen und durchaus praktischen Vortrag, wie er in Hoheneichen noch nicht war gehört worden. Die kräftige Wirkung desselben blieb seinem Freunde, der dem gräflichen Paare zur Seite saß, nicht unbemerkt; er las sie in der gespannten Aufmerksamkeit der sämmtlichen Zuhörer, und dem sichtbaren Ausdruck von Rührung auf so manchem Gesicht, die für den Redner ein desto größerer Lobspruch war, je weniger er es darauf anlegte, die Sinnlichkeit in sein Interesse zu ziehen. Aber bald zeigte sich diese Wirkung lauter und deutlicher. Es waren nur wenig Worte, die der Graf nach geendigter Predigt zu Felsern sagte, aber sie umfaßten Alles, was Robert zu erreichen gewünscht hatte, ob sie gleich kein förmliches Versprechen enthielten; auch ließ ihn der warme Händedruck, welchen er von der gefühlvollen Gräfin empfieng, an der Uebereinstimmung ihres Urtheils mit dem ihres Gatten nicht zweifeln.

O hätte nur Robert den geheimnißvollen Schleyer, in welchen er seinen Freund gehüllt hatte, nicht hinwegziehen müssen! Oder hätte er

den allzustrengen Forderungen der Redlichkeit nur dießmal ausweichen dürfen! Das letztere konnte er freylich; es stand bey ihm, in welcher Gestalt er seinen Freund vorstellen wollte, und der Graf würde gewiß nicht geahnet haben, daß der treffliche Kanzelredner, von dessen rührendem Vortrage er sich hingerissen fühlte, eine so lange Pause in seiner wissenschaftlichen Bildung gemacht und noch vor wenig Monaten — geschildert habe. Aber was half dies Können, wenn die Pflicht verbot, es zu wollen? Der gewissenhafte Mann kann da eben so wenig, als ein an den Füßen Gebundener fortschreiten kann, und Robert, dessen Moralgesetz nicht einmal die Nothlügen gestattete, konnte daher seinen Freund in keiner andern, als seiner wahren Gestalt darstellen. Er würde dieß gethan haben, wenn er auch vorausgesehen hätte, daß es dem Freunde nachtheilig seyn würde; denn die Wahrheit gieng ihm über die Freundschaft, und Meier selbst war über diesen Punkt mit ihm einverstanden; er wolle lieber arm und ungekannt bleiben, als durch eine Unredlichkeit zu Glück und Ansehen gelangen.

Der Graf kam jedoch diesem edlen Entschlusse auf eine Art zuvor, die Meiern eben so sehr

überraschte, als sie Felsern in Verlegenheit setzte.

Sie haben — sagte er zu Meiern nach gegenseitiger Begrüßung — durch Ihren Vortrag allgemeinen und verdienten Beyfall geärndtet, und ich selbst wünsche herzlich, mich noch oft so, wie heute, erbauen zu können. Gern würde ich mich bestimmter erklären, allein ich habe mein Patronatsrecht für dießmal dem wackern Rath Felser abgetreten, und ich muß daher seinem Ausspruch meinen Wunsch unterwerfen.

Robert (verlegen). Gewiß, Herr Graf, ich schätze und fühle dieß Uebermaß Ihres Zutrauens, aber nie wird es mich zu einer Anmaßung verleiten können. Am allerwenigsten würd' ich sie mir in diesem Falle erlauben, wo ich nicht einmal im Stande bin, ein unbefangenes Urtheil zu fällen.

Der Graf (lächelnd). In diesen Fall kann wohl Felser nie kommen.

Meier. So gerührt ich Ew. Excellenz für Ihren gütigen Beyfall danke, so dringend bitte ich sie, nicht meinen Freund über meine Würdigkeit entscheiden zu lassen.

Der Graf. Ihren Freund? Ha! nun ver=

stehe ich, warum mein lieber Felser mit seinem würdigen Competenten so geheimnißvoll war.

Robert. Ihre Gerechtigkeit wird gewiß zugeben, daß der Freund, ohne sich des Eigennutzes verdächtig zu machen, den Freund nicht empfehlen, daß er ihm höchstens nur die Erlaubniß, sich selbst zu empfehlen, auswirken konnte.

Der Graf. Einer Empfehlung hätt' es auch in der That nicht bedurft; denn ihr Freund kann nur der Würdige seyn. Ich ehre jedoch auch diese allzustrenge Gewissenhaftigkeit; nur das Einzige befremdet mich, daß sie mir auch sogar den Namen ihres geschickten Freundes verbargen.

Robert. Die Erinnerung an einen Ew. Excellenz schon bekannten Namen wäre, meines Erachtens, nicht viel besser, als eine Empfehlung gewesen.

Der Graf. Mir bekannt?

Robert. Sollten sie nicht vielleicht sich des Namens Meier erinnern?

Der Graf. Wie? der brave junge Mann, von dem sie mir so viel Gutes erzählt haben. Ihr alter akademischer Freund, der Ihre frühern Schicksale so herzlich mit Ihnen theilte. —

Robert. Der steht ziemlich verändert, aber

noch eben so gut und bieder, wie damals, jetzt vor Ihnen.

Der Graf. Ists möglich? Sie glaubten ja Ihren Freund schon längst todt?

Meier. Ich war es auch wirklich; doch treue Freundesliebe hat mich wieder zum Leben erweckt.

Der Graf (zu Felsern). Daß sie mir dieß nicht eher gesagt haben. Ungehört hätt' ich alle Uebrigen abgewiesen.

Robert. Zum erstenmal war ich gegen Ew. Excellenz zurückhaltend, aber sie selbst haben mich so eben gerechtfertigt.

Der Graf. Nun, ich sehe wohl ein, daß ich unter diesen Umständen mein Patronatsrecht wieder zurücknehmen muß, und kraft dieses Rechts stelle ich Ihnen Ihren würdigen Freund als erwählten Seelsorger der Gemeine zu Hoheneichen und zugleich als Ihren thätigen Gehülfen bey dem zu errichtenden Arbeits- und Erziehungsinstitut vor. Sie haben sich Männer an die Seite gewünscht, die Ihren gemeinnützigen Eifer unterstützen könnten, und ich freue mich herzlich, daß sie bereits einen solchen gefunden haben.

Meier verbeugte sich mit sichtbarer Bewegung. Er wollte sprechen; aber seine Zunge stockte, und seine Lippen zitterten.

Robert. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Bestürzung meines Freundes, die nicht bloß angenehme Ueberraschung ist, erklären darf. Sie haben durch wenig Worte das ganze Glück seines Lebens geschaffen. Je stärker und lebhafter er dies empfindet, desto quälender ist seine gegründete Besorgniß, daß Sie vielleicht genöthigt seyn möchten, diese Worte zu widerrufen.

Der Graf (betroffen). Ich widerrufen? Ich? Sagen Sie mir, Herr Rath, wenn hab' ich je zurückgenommen, was ich einmal zusagte?

Robert. Verzeihung, Herr Graf. Das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit bindet auch die Großen und Mächtigen, daß sie nicht immer können, was sie wollen, und halten dürfen, was sie versprachen.

Der Graf (verwundert). Das kann doch hier nicht der Fall seyn.

Meier. Ach! Sie kennen mein Schicksal, mein bisheriges Verhältniß noch nicht.

Der Graf. Schicksal und Verhältnisse können Ihren Werth nicht herabsetzen.

Meier. Vor Ihnen nicht; aber die Welt, der große ungebildete Haufe denkt anders, als die kleine Zahl der Aufgeklärten und Weisen. Seine Vorurtheile weichen nur allmählig der sanften Belehrung; kein Machtspruch besiegt sie auf einmal.

Der Graf. Ich weiß das wohl; ich will auch meine Unterthanen bey weitem nicht von jedem Vorurtheil für frey erklären; aber sollte denn irgend ein Vorurtheil Ihrem Berufe zum Religionslehrer im Wege stehen? Sie sind kein Eingebohrner des Ortes. Niemand kennt Ihre Herkunft, Ihre Familiënverbindungen.

Meier. O möchte doch auch mein Schicksal und das Verhältniß, worein es mich warf, stets unbekannt bleiben!

Der Graf. Unbegreiflich! Ich bitte Sie. Erklären Sie sich.

Meier. Ja Sie müssen es wissen, wenn es auch Ihre Meinung von meiner Würdigkeit herabstimmen und Ihre Wahl ändern sollte. Ich bin — — Soldat gewesen.

Soldat? wiederholte die erschrockene Gräfin, die an der ganzen Verhandlung zwar stillschweigend, aber mit lebhafter Empfindung Theil genommen hatte.

Der Graf. Mein Gott! wie kamen Sie dazu?

Meier. Ein finstrer Mann, dem ich zu hell dachte, drängte mich einst vom Ziele zurück, als ich es schon erreicht hatte. Er war geistlicher Inspektor; meine Würdigkeit hieng von seinem Urtheile ab, und leider! gnügt ich ihm nicht in seiner partheyischen Prüfung. Da ergriff mich der schwarze Geist des Unmuths, und — — —

Der Graf. Genug! ich weiß Alles, und beharre dennoch auf meiner Wahl. Sie werden mir nun hoffentlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich weder von einem eignen, noch einem fremden Vorurtheil abhänge. Doch wünschte ich um der Schwachen willen, daß Ihr bisheriger Stand wenigstens für jetzt unter uns bliebe.

Meier. Edelmüthiger Graf! Nehmen Sie mein Verstummen für Dank an!

Robert. Auch der Freund würde es umsonst versuchen, sein Mitgefühl auszudrücken. Achtungsvoll erkenne ich zugleich die Weisheit, mit welcher Sie das Vorurtheil der Schwachen berücksichtigen, ohne es zu scheuen, oder sich durch dasselbe bestimmen zu lassen. Aber dürfte wohl — mein Graf verzeiht mir diese freymüthige Frage —

dürfte wohl die von Ihnen gewünschte Verheimlichung jener nothwendigen Rücksicht völlig entsprechen?

Der Graf. Nun, es scheint mir so. Allein, ich lasse mich gern eines Bessern belehren, und am liebsten von Ihnen.

Robert. Wie? wenn ohngeachtet unsrer Verheimlichung der bisherige Stand meines Freundes dennoch entdeckt würde?

Meier. Und ich vielleicht selbst in die Nothwendigkeit gesetzt würde, bekennen zu müssen, was ich, ohne die Wahrheit zu verletzen, nicht abläugnen könnte?

Der Graf. Nun dann — dann würde doch die Gemeine keinen rechtlichen Einwand machen können?

Robert. Ew. Excellenz haben allerdings freyes Recht zu wählen; auch hat mein Freund seine akademischen Studien gehörig vollendet, was er durch gültige Zeugnisse darthun kann, und unser aufgeklärtes Consistorium wird ihn, wenn er in der Prüfung besteht, gewiß nicht aus einem unstatthaften Grunde zurückweisen; allein, wie traurig wär' es für meinen Freund, wenn ihn dieser Umstand des Zutrauens seiner Gemeine beraubte;

wenn sie ihn ungern und nur gezwungen zu ihrem Lehrer annähme, wenn sie, weil ihr seine Person anstößig wäre, auch seine Lehren verachtete, und Alles, was er zu ihrem Besten wirken wollte, widerwillig zurückstieße!

Der Graf. Ja freylich, das wäre sehr schlimm. Ich sehe nur nicht, wie man dem Uebel vorbauen kann.

Robert. Verheimlichung würde im Falle der Entdeckung nur den Verdacht erwecken, daß Sie selbst Ihre Wahl nicht für ganz rechtlich hielten.

Der Graf. Ja, ja, ich sehe das wohl ein; aber es ist doch immer gefährlich, es den Leuten zu sagen, bevor sie noch ihre Zustimmung erklärt haben.

Robert. Gefährlich für meinen Freund, wenn die Leute über diesen Punkt nicht vernünftig denken; aber auch nur für ihn, und ich bin von ihm überzeugt, daß er sich lieber der kleinern Gefahr des Verlustes, als der weit größern, welche ihm der Besitz droht, aussetzen wird. Und billig ist es denn doch, daß man diese Leute ganz mit dem Manne bekannt mache, dem sie ihr Geisteswohl anvertrauen sollen.

Der Graf (zu Meiern). Sind sie wirklich auch dieser Meinung?

Meier. Es steht mir nicht zu, Ew. Excellenz eine Vorschrift zu machen; aber ich wünschte, mein Amt ohne Furcht antreten und verwalten zu können. Welche Maaßregel für diesen Zweck die sicherste sey, überlasse ich Ihrem eigenen Urtheil.

Der Graf. Wackrer Mann, ich wundre mich nun gar nicht, daß mein Felser Ihr Freund ward. Möchten doch meine Unterthanen einer so edeln Denkungsart werth seyn, und sie erwidern. Noch heute will ich die Vorsteher der Gemeine zu mir kommen lassen, und ich verspreche mir von dem Eindrucke, den Ihr heutiger Vortrag gemacht hat, die beste Wirkung. Bürgen kann ich freylich nicht für den Erfolg; aber sie wollen es, und ich kann gegen Ihre Gründe nichts einwenden.

Meier. Ich habe wenig gehoft, und werde darum nicht verzweifeln, wenn ich dem Würdigern, oder dem Glücklichern nachstehen muß.

Der Graf. Das Erstere kann nie statt finden; müßte jedoch das Letztere geschehen, so würd' ich mehr verlieren, als Sie; übrigens aber gewiß

auf Mittel denken, Sie zu entschädigen. — Eine Bitte hab' ich noch an Sie, lieber Rath. Sie müssen in meinem Namen den Vortrag machen. Ich verstehe mich nicht so aufs Heilen, wie Sie, und zu heilen könnt' es hier wohl etwas geben.

Robert. Ach! meine Kunst reicht nicht immer bey körperlichen Krankheiten zu, geschweige bey geistigen.

Der Graf. Sie haben ja schon Leidenschaften geheilt, warum sollt' es Ihnen nicht auch bey Vorurtheilen glücken.

Robert. Die eingewurzelten Uebel sind schwerer zu heilen, als die plötzlichen Anfälle. Ueberdieß könnten hier leicht meine Mittel den Pazienten verdächtig scheinen, und würden daher schwerlich viel fruchten.

Der Graf konnte seine Bitte nicht wiederholen, denn sein Kammerdiener trat so eben ins Zimmer, und meldete ihm, daß der Schulze, die Aeltesten und mehrere Gemeineglieder im Vorsaale wären, und ein unterthäniges Anbringen bey Sr. Excellenz hätten, weshalb sie um die Gnade bäten....

„Es ist meine Schuldigkeit, sie zu hören, — fiel der Graf halb ärgerlich ein, weil

ihm besonders in Felsers Gegenwart, die Gnaden und Unterthänigkeiten unangenehm waren — „Sie mögen hereinkommen.“

Meier zog sich nach einer, und Robert nach der andern Seitenthür, um sich, der Bescheidenheit gemäß, zu entfernen, aber der Graf hielt sie durch ein dringendes „Bleiben Sie, meine Herren,“ zurück, und schon öffneten sich beyde Flügelthüren zum Einlaß der ländlichen Gesandtschaft, die so zahlreich war, daß sie bald den halben Raum des Zimmers erfüllte.

Was bringt ihr mir, gute Leute? fragte freundlich der Graf.

Der Schulze, der im Namen Aller sprach: Gnäd'ger Herr, wenns Ihr Gnaden nicht ungnädig nehmen wollten — — —

Der Graf. Kinder, macht keine solchen Umstände. Ihr wißt ja, daß ich euern Wünschen gern willfahre, sobald es nur in meinen Kräften steht.

Der Schulze. Seyn Sie nicht ungehalten gnäd'ger Herr; wir sinds noch von sonst her so gewohnt; aber seitdem sie wieder gekommen sind, und den lieben Herrn Rath da mitgebracht haben, sind sie auch viel gnädiger geworden.

Der Graf. Durch ihn hab' ich euch näher und von bessern Seiten kennen gelernt, als ich euch sonst kannte. Dadurch seyd ihr mir denn auch lieber geworden.

Der Schulze. Gott vergelt's ihm und Ihnen, gnäd'ger Herr. Was nun unsre Bitte anbelangt — — — (stockt und sieht schüchtern auf Meier)

Der Graf. Nur frey heraus! Ihr werdet nichts unbilliges bitten.

Der Schulze. Ja ich weiß nur nicht, ob sichs in Gegenwart des Herrn da schickt; (auf Meier zeigend) denn es betrifft eigentlich ihn.

Meier sieht sich wieder nach der Seitenthür um.

Der Graf. Wenn es etwas Gutes ist, so habt ihr seine Gegenwart nicht zu scheuen.

Der Schulze. Ey wohl, ist es was Gutes. Sehn Sie, gnädiger Herr, die Predigt, die wir heute von ihm gehört haben, hat uns Allen recht ans Herz gegriffen. Wir sind freylich einfältige Leute; aber die ganze Gemeine spricht, es hätt's keiner von den andern Herren so kräftig gemacht, und — — — —

Der Graf. Und da wünschtet Ihr nun, ihn zu eurem Pfarrer zu haben?

Die Andern durch einander. Ja, gnäd'ger Herr, wir bitten — — —

Der Schulze mit ernsthafter Amtsmiene. St! vergeßt den Respekt nicht! — Halten Sie's zu Gnaden. Sie wollen ihn Alle gern haben, und ich wollte drauf wetten, wenn Sie uns den gäben, wir würden Alle viel besser werden.

Der Graf. Nun, ich muß euch nur aufrichtig sagen, ich glaube das selber. Auch ich habe mich an seinem schönen Vortrage herzlich erbaut. und ich war schon entschlossen, ihn zu euerm Seelsorger zu wählen, eh' ihr mich batet.

Der Schulze (freudig). Ist das Ihr Ernst, gnäd'ger Herr?

Der Graf. Ich hab' ihm sogar schon mein Wort darauf gegeben.

Die reinste Freude drückte sich auf jedem Gesicht aus. Lächelnd nickten sie Alle Meiern zu, aus dessen Augen sich Thränen der Rührung hervordrängten.

Der Schulze. Herzlichen Dank, gnäd'ger Herr, daß Sie unsre Bitten erhören. Die alte Pfarrwohnung ist hier und da etwas schadhaft geworden; wir wollen aber aus unserm eignen Mittel Alles in guten, tüchtigen Stand setzen.

Der Graf (lächelnd). Nun, ich werde schon auch das Meinige beytragen. Es steht nur noch meiner Wahl und euerm Wunsche ein kleiner Umstand im Wege. (Sie horchen Alle mit unruhiger Erwartung.) Euch trau' ich insgesammt zu, daß ihr vernünftig denkt; aber es könnten doch wohl unter den Andern einige seyn, die nicht so dächten. Der Einfältige stößt sich manchmal an Kleinigkeiten, und......

Der Graf, der in sichtbarer Verlegenheit ist, nähert sich Felsern und spricht zu ihm leise: Reden Sie für mich!

Robert (zu den Versammelten). Euer guter Herr erlaubt mir, daß ich euch von diesem Umstande, der seine Entscheidung noch ungewiß macht, unterrichte. Aufrichtig gesprochen, so ist es von euch, lieben Freunde, etwas gewagt, ich will nicht sagen, übereilt, daß ihr euch zu eurem künftigen Seelsorger einen Mann erbittet, den ihr bloß aus seiner euch gehaltenen Predigt kennt. Wer steht euch dafür, daß er auch ein guter, rechtschaffner, und des besondern Zutrauens, das ihr ihm schenken sollet, vollkommen würdiger Mann sey.

Der Schulze. J, Herr Rath, wenn er

das nicht wäre, so würden Sie ihn gewiß nicht etliche Wochen lang in Ihrem Hause beherbergt haben, tagtäglich in unsern Feldern und Thälern mit ihm herumgespaziert seyn, und sich gar mit ihm duzen.

Robert. Nun es freut mich, daß ihr zu mir ein so gutes Zutrauen hegt. Man kann freylich einen Menschen nach seinen Freunden am sichersten beurtheilen, und ich kann euch nicht bergen, daß ich diesen Mann, mit welchem ich schon als Jüngling eine geraume Zeit in der zärtlichsten Verbindung stand, in gleichem Grade schätze und liebe. Sechs Jahre lang bereitete er sich zu dem ehrwürdigen Berufe eines Religionslehrers mit unermüdetem Fleiße vor, und schon vor zehn Jahren sollte er zum Besitz eines geistlichen Amtes gelangen; aber ein böser Mensch wußte es zu verhindern, und mein guter Meier ward wider seine Neigung verleitet, in Kriegsdienste zu treten.

Der Schulze (ohne verwundert zu scheinen). Nu, was schadet das? Der Soldatenstand ist ja auch ein ehrlicher Stand.

Robert. Und ein ehrenvoller Stand. Darin habt ihr ganz recht, daß es nichts schadet, der bürgerlichen Gesellschaft bisher in einem andern

Sache gedient zu haben, wenn man nur zu dem Fache, in welchem man ihr nun dienen will, die nöthigen Kenntnisse besitzt.

Der Schulze. Das haben wir heute gehört, daß der gute Herr wacker studirt hat. Von den Andern waren schon Manche im Amte, und konntens lange nicht so.

Robert. Seine vernünftige Denkungsart, mein lieber Schulze, gereicht Ihm zur Ehre; aber es fragt sich, ob Ihr Andern auch so denkt.

Der Schulze. Ja, das weiß ich, dafür stehe ich.

Ein Aeltester. Wenn Sie nicht glauben, Herr Rath, daß es was zu bedeuten habe, so glauben wirs auch nicht; denn Sie verstehens besser, als wir, und wenn Sie darin was Anstößiges fänden, so hätten Sie's gewiß selber Ihrem guten Freunde gesagt, und uns würden Sie's auch sagen.

Ein Andrer. Nachbar, das habt Ihr uns Allen, wie aus der Seele geredt.

Alle geben durch Kopfnicken ihren Beyfall zu erkennen.

Robert. Dank, herzlichen Dank Euch, Ihr Guten, ich glaubte wirklich nicht, so viel bey

euch zu gelten. Von Eurer Seite stünde also unserm gemeinschaftlichen Wunsche kein Hinderniß im Wege, und ich bin auch versichert, daß unser gütiger Graf in Rücksicht Eurer kein Bedenken tragen wird, auf seinem Entschluß zu beharren; allein ihr seyd doch, eurer beträchtlichen Anzahl ohngeachtet, nur ein Theil, vielleicht kaum ein Dritttheil unsrer großen Gemeine, und es fragt sich immer noch, ob es den übrigen Allen eben so gleichgültig seyn wird, wie euch, wenn sie von euch hören werden, daß ihr neuer Pfarrer Soldat gewesen ist.

Der Schulze (lächelnd). J, die ganze Gemeine weiß es ja schon.

Robert (erstaunt). Sie weiß es schon?

Der Schulze. Denken Sie denn, daß es Niemand gesehen hat, wie Sie draußen unter der alten Eiche zusammenkamen, und so herzinniglich einander umhalsten. Das war gleich in ganz Hoheneichen herüm, und Alle meinten, in der abgenutzten Mondur müsse wohl was Größeres stecken, als ein gemeiner Soldat.

Robert. Nun kann ich mir wohl erklären, woher es kam, daß heute die Kirche so gedrückt voll war.

Der Schulze. Ja, die liebe Neugierde mag freylich Manchen hineingetrieben haben; aber wie wir herausgiengen, und alle Leute auf dem Kirchhofe stehen blieben, und wir uns berathschlagten, ob wir's uns unterstehen dürften, den gnäd'gen Herrn zu bitten, da war auch nicht ein Einziger, der dawider gemurrt hätte. Im Kriege, meinten sie, käme Mancher so dazu, ohne zu wissen, wie, und da Sie so sehr gut mit ihm wären, so müßt' er gewiß auch so gut seyn, wie Sie.

Der Graf. Kinder, ihr seyd mir heute noch einmal so lieb geworden. Die Reparatur der Pfarrwohnung trag' ich allein. Ihr könnt dafür dem neuen Herrn Pfarrer etwas zu gute thun.

Der Schulze. Ja, das soll auch geschehen. Was wir nicht am Hause thun sollen; wollen wir ins Haus geben.

Der Graf (zu Felsern). Nun, Herr Rath, haben Sie noch ein Bedenken? (zu Meiern) Und werden Sie nun Ihr Amt ohne Furcht antreten?

Robert (dessen rührungsvoller Blick noch immer auf der ländlichen Versammlung ruht). Freunde, Ihr habt mein Bestreben, euch nützlich zu werden, unvergleichlich belohnt. (Feurig ergreift er Meiers Hand, der noch entfernt steht, und führt

ihn vor den ländlichen Kreis:) Da hast Du sie, Freund! Sie sind dein. Mache sie alle ganz gut, und führe sie der Seligkeit zu!

Mit kurzen aber ausdrucksvollen Worten dankte Meier dem Grafen und der Gemeine, und zog durch die Wärme, womit er ihr treue Liebe gelobte, und sich ihrer Gegenliebe empfahl, die Herzen noch stärker an sich. Felsern drückte er jetzt nur einen stummen Dank in die Hand, aber in dem ersten Augenblicke, wo sie wieder mit einander allein waren, fiel er seinem Freund um den Hals, und rief mit hervorstürzenden Thränen: Dir, nur dir verdank' ich mein Glück!

Dies war auch in der That nichts weniger, als eine freundschaftliche Schmeicheley; denn durch Felsers Vermittelung ward ihm der Weg zum Glücke geöffnet, und nur sein Ansehen konnte verhindern, daß ihm kein Vorurtheil in den Weg trat. Er selbst konnte bey aller Gerechtigkeit, die er Meiers Verdienst widerfahren ließ, sich gleichwohl nicht bergen, daß die Anerkennung und Belohnung dieses Verdienstes sein Werk sey, und er fand hierin einen neuen Grund zur Zufriedenheit mit sich selbst, daß er einst die niedrigere Sphäre der höhern vorgezogen hatte. Bey jedem

Anblick des mit dem Schicksal versöhnten und erheiterten Freundes, ergoß sein liebendes Herz sich in freudigem Mitgefühl, welchem sich immer die überaus angenehme Vorstellung beymischte, daß er zugleich einer ganzen Gemeinheit wahrhaft genützt habe.

Meiers erster Gedanke, als er in ruhiger Einsamkeit die schnelle und über alles Erwarten günstige Wendung seines Schicksals erwog, gieng zu Gott, und der andere zu — Wilhelminen. Ob sie noch lebe und ihn noch liebe? dieß hätte er so gern im Augenblick wissen mögen, und doch vergiengen Wochen und Monate, und Meier hatte noch keinen Schritt, keinen Federzug gethan, es zu erfahren. So innig er Wilhelminen noch liebte, so hatte doch seine Uebereilung, die ihm von ihrer Seite gerechte Vorwürfe erwarten ließ, und die zehnjährige Trennung ihn so schüchtern gegen die Geliebte gemacht, daß es ihm Kampf und Ueberwindung kostete, sich ihr wieder zu nähern. Ja, er getraute sich nicht einmal, durch die dritte Hand Erkundigung einzuziehen von ihrem Schicksale; denn er fürchtete das Wahrscheinlichere zu erfahren, daß sie nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr für ihn lebe. Sein bedäch-

tiger Freund, dem er diese Schwäche offenherzig gestand, rieth ihm selbst, sich die zur zweckmäßigen Vorbereitung auf den Antritt seines Amtes erforderliche Zeit und Ruhe, nicht durch Angelegenheiten der Liebe zu rauben, und leicht überzeugte er ihn, daß es in seiner jetzigen Lage weislicher sey, sich noch eine Zeitlang in Ungewißheit zu erhalten, als sich der Gefahr einer Erschütterung auszusetzen, auf die er noch bey weitem nicht gehörig gefaßt sey. „Denke — so sagte Robert einst zu ihm, als mitten im Genuß geselliger Freuden sein Auge sich trübte, und ein hörbarer Seufzer aus seiner beengten Brust sich hervorstahl — „Denke, und stelle dir immer lebhaft vor, du hätrest Wilhelminen verloren; aber handle so freudig, als ob ihr Besitz Dir entschieden gewiß sey; dann wirst Du ruhig forthandeln können, wenn sie auch wirklich für Dich verloren wäre.“

„Ja, das will ich — erwiderte Meier entschlossen, — und ich mag nichts von ihr hören, bis ich mich stark genug fühlen werde, sie zu vergessen.“

Die Nothwendigkeit, die man so oft eisern nennt, die aber unter manchen Umständen sehr wohlthätig ist, unterstützte seinen erklärten Ent-

schluß; denn er mußte sich mit den vielen und mannichfachen Amtsgeschäften des Predigers in der kurzen Zeit von drey Monaten ganz orientiren, und ob er gleich nicht Materialien zu sammeln brauchte, da er einen reichen Schatz derselben in derjenigen Bibliothek verwahrt hatte, die man ohne Aufwand und Beschwerde überall mit nehmen kann, so mußte er doch manches Wissenschaftliche, das während der langen militairischen Pause seinem Gedächtniß entfallen war, erst wieder zurückrufen, bevor er sich den Hohenpriestern zeigen, und seine Würdigkeit zum Unterpriesterthum ihrem Urtheile unterwerfen konnte. Zum Glück hatte er es hier mit Männern zu thun, die das Prädikat hochwürdig mit Recht führten, weil sie vernünftig dachten, und bey der Prüfung der ihnen vorgestellten Subjekte mehr auf die zur Volksbelehrung in ihrem ganzen großen Umfange nöthige Fähigkeit, und mit einem Wort, mehr auf praktische Kenntnisse sahen, als auf orientalische Sprachgelehrsamkeit und auf auswendig gelernte Formeln der Schule.

Meier machte bey dieser Prüfung an sich selbst die angenehme Erfahrung, daß es eine Gelehrsamkeit giebt, die man nie ausschwitzt, weil

man den Geist des Gehörten und Gelernten gefaßt hat, den Geist, der in Worte gekleidet war, und doch über die Worte, wie die Seele über den Körper, hinausdauert, der in alle Denkformen und Darstellungsarten schnell eindringt, und überall einheimisch ist, wie im Gegentheil der eingeschränkte Kopf, der nur Worte nachbeten gelernt hat, bey der bloß veränderten Form des Ausdrucks sich nicht zurecht finden kann. Noch angenehmer ward ihm diese Erfahrung, als er von dem Consistorio zu X. eine Censur erhielt, die so auszeichnend rühmlich für ihn war, wie er sie nur immer von dem Consistorio zu Y. erhalten konnte, wenn er alle Patres, Kirchenscribenten und Ketzer der ältesten Jahrhunderte, alle Concilien und Synoden nebst ihren Dekreten mit den genauesten Orts- und Zeitbestimmungen angegeben hätte. So kehrte er, als ein wahrhaft rechtmäßig berufner und verordneter Lehrer zu der mit Sehnsucht ihn erwartenden Gemeine und in die Arme seines zärtlichen Freundes zurück.

Der Tag, an welchem er zur allgemeinen Zufriedenheit und Freude sein Amt antrat, war für Felsern und seine theilnehmende Gattin ein

Festtag, und als ein solcher sollte er auch in ihrem freundlichen Hause gefeiert werden.

Meier ward nach vollendeter Amtsarbeit nach Ruhthal geholt, und von Felsern bey seiner Ankunft eben so feurig, wie einst beym ersten Wiedersehen, aber weit freudiger noch an Herz und Lippe gedrückt.

Der Graf — sagte Robert zu ihm — wollte Dir zu Ehren heut' eine große Fête geben; allein, ich hab' ihn bewogen, sie auf irgend einen Tag der nächsten Woche zu verschieben. Wir sind heute doch wohl lieber mit einander allein.

Das hast Du vortrefflich gemacht — erwiderte Meier — das Geräusch ist nicht für meine heutige Stimmung.

Robert. Ich hofte, Dich an diesem Tage recht heiter zu sehen.

Meier. Wie könnt' ich anders, als mit froher Rührung hinauf sehen zu dem, der so wunderbar mein widriges Schicksal zum Besten lenkte; aber freylich — — —

Die Räthin flog herbey, um ihren lieben Gast zu bewillkommen, und Robert verlangte von ihm keine weitere Erklärung, die er augenblicklich errieth. Indeß hatte er doch bewegende

Ursachen, das abgebrochne Gespräch wieder anzuknüpfen, und Meiers Vergnügen war eben so groß, als seine Verwunderung, daß Felser, ganz gegen seine Gewohnheit, ihn selbst veranlaßte, von Wilhelminen zu sprechen.

Ich kann Dir nicht bergen, — sagte Meier, — daß mir die Freude dieses Tages nur der Gedanke an sie trübt.

Robert. Sey ruhig, und hoffe! Es giebt Weiberherzen, ob sie gleich selten sind; aber es giebt deren, die nur einmal und unveränderlich lieben.

Meier. Das sagst Du mir, der Du sonst auch den schwachen Funken von Hoffnung in meiner Brust zu ersticken suchtest?

Robert. Wie sonderbar dieß auch scheinen mag, so ist es doch ganz natürlich. Du stehst jetzt in einem andern Verhältniß, als damals, und Dein Freund hat jetzt eben so viel Gründe, dir Hoffnung zu machen, als er damals hatte, sie zu vernichten.

Meier. Wie? Hast Du etwas von Wilhelminen erfahren, das meine Hoffnung begünstigt?

Robert. Wenn es Dir genug ist, zu wissen, daß sie noch lebt — —

Meier. Sie lebt? Sie lebt? Gott Lob! daß ich n‘t so viel weiß, denn der Gedanke hat mich am schrecklichsten gequält, daß der Kummer, den ich ihr zufügte, sie in ihrer Jugendblüthe könne getödtet haben. Und daß sie noch lebt, weißt Du gewiß?

Robert. Ich wußte es schon länger, als seit einem Monat. Aber, ich konnte mir vorstellen, daß Du mit dieser Nachricht nicht befriedigt seyn würdest, und Du hattest damals Geschäfte, die sich mit dem unruhigen Forschen der neu aufgeregten und entzündeten Liebe nicht wohl vertrugen. Darum hielt ich es für besser, bis nach vollendeter Arbeit zu schweigen.

Meier. Ich danke dir, daß Du mir diese erfreuliche Nachricht bis heute verspart hast; denn ich fühle es lebhaft, daß sie mich in jenen ernsthaften Arbeiten nur würde gestört und zerstreut haben. Aber jetzt darf ich doch wohl auch mehr von ihr wissen? Und daß Du noch mehr von ihr weißt, ist für mich fast entschieden.

Robert. Sie ist seit der Trennung von ihrem Liebling um zehn Jahr älter geworden.

Meier. Ich glaube diesen Wink zu verstehen, und er würde mich schmerzen, wenn er nicht von Dir käme. Nun aber sehe ich ihn als eine freundschaftliche Erinnerung an, die ich würde beherzigen müssen, wenn ich nicht schon daran gedacht hätte, daß Wilhelmine verblüht, und verzehrt von langem Grame, vor der Zeit veraltet seyn kann. Aber häßlich kann sie darum doch nicht geworden seyn; denn ihre Schönheit war nicht bloß flüchtiges Wangenroth; ihr Wuchs, ihre Bildung, ihr blaues Augenpaar voll himmlischer Seelengüte und ihr sanfter, gefälliger Anstand gaben ihr in meinen Augen den vorzüglichsten Reiz, und von diesem kann unmöglich die Zeit alle Spuren vertilgt haben. Auch bin ich ja selbst in gleichem Maaße älter geworden; ich habe sechs und dreyßig Jahre zurückgelegt; Wilhelmine kaum acht und zwanzig. Und ist es denn nicht meine Schuld, wenn sie bey allen Vorzügen des Körpers und Herzens freudenlos und einsam veraltete? Nie werd' ich die Freuden, die sie durch mich gerade zu der Zeit entbehrte, wo sie des frohen Genusses am fähigsten war, ihr zu ersetzen, nie, was sie meinetwegen litt, ihr zu vergüten im Stande seyn. Ach! wenn sie nur frey ist und mir vergiebt, so

wird sie mir in jeder Gestalt liebenswürdig erscheinen.

Robert. Wahr ist es, Freund, sie hat um Dich viel gelitten, und ihre treue Anhänglichkeit an Dich verdient allerdings, daß Du Dein Glück mit ihr theilest.

Meier (mit dem Ausdruck der innigsten Freude). Ists möglich, Felser? Täuschest Du mich nicht? Kann ich sicher glauben, daß sie noch mein ist?

Robert. Sie lebt mit ihrer jüngern Schwester noch in Lilienthal und ernährt sich von der Geschicklichkeit ihrer Hände. „Eine unglückliche Liebe brachte sie einst dem Tiefsinn nahe, und die Zärtlichkeit, mit welcher sie noch immer an einem Liebling hängt, der wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebendigen ist, war die alleinige Ursache, daß sie erst kürzlich die Hand eines sehr braven Mannes, der sich um sie bewarb, ausschlug.“ So schreibt mir der Prediger in Lilienthal, den ich ihretwegen befragt habe.

Meier (ihn stürmisch umarmend). Felser, so glücklich fühlt' ich mich damals nicht, als ich mein Amt erhielt. Wilhelmine lebt noch für mich? Ich werde sie wiedersehen, und sie wird mir ver-

zeihen. Gott! daß ich nicht morgen, nicht heute schon zu ihr hineilen und ihre beyspiellose Treue belohnen kann. Und sie weiß es nicht; sie schmachtet und leidet noch — — (sich besinnend) Nein, Felser, Du bist gewiß auch zu Wilhelminens Beruhigung thätig gewesen.

Robert. Ich habe sie auf die Freuden des Wiedersehens vorbereitet, was ich schon darum für Pflicht hielt, weil Ueberraschung die schwachen weiblichen Nerven leicht zu heftig erschüttert. Daß Du selbst noch bis jetzt geschwiegen hast, hab' ich auf mich genommen, und du darfst wenigstens deshalb von deiner Freundin keinen Vorwurf befürchten.

Meier (mit thränenvollen Augen). Ich danke Dir, Felser. Mehr vermag ich nicht, um Deine mehr als brüderliche Liebe und Sorgfalt Dir zu vergelten.

Robert. Es ist damit genug.

Die Räthin fragte jetzt, ob es gefällig sey, bey dem schönen Wetter den Kaffee in der Gartenlaube zu trinken, und Beyde willigten sehr gern in den Vorschlag, den die freundliche Wirthin, der Genehmigung im voraus gewiß, schon realisirt hatte.

Die Räthin gieng mit dem Pfarrer voran, und Felser folgte den Vater Blum unterstützend.

Ein Glück war's für Meiern, daß Elise auf dem Wege durch den Garten ihn nicht in die Nothwendigkeit setzte, zu sprechen; denn sein Geist war nicht hier; er schwebte um Wilhelminen.

Am Eingang in die Laube zog sich die Räthin einige Schritte zurück, und hinter der dichten Beschattung trat ein weißgekleidetes Frauenzimmer mit verschleyertem Antlitz hervor. Unwillkührlich blieb Meier stehen, den langen starren Blick auf die Geheimnißvolle geheftet, die jetzt mit zitterndem Fuße zurückwich, und jetzt wieder mit klopfendem Herzen sich nahte. Er ahnete, zweifelte, forschte und entdeckte durch den verrätherischen Flor bekannte Züge; beugte, noch zögernd, mit ausgestreckten Armen sich ihr entgegen, und als sie, unvermögend, sich länger zu halten, den Schleyer vom Gesichte zurückwarf, da stürzt' er taumelnd an ihren Busen, sie umschlang seinen Nacken, und auf den glühenden Wangen der Wiedervereinten mischten sich Thränen der seligsten Wonne.

Unbeweglich stand Robert mit Elisen, und genoß des Herz erquickenden Anblicks; und als sich die Liebenden trennten und noch einmal umschlangen, da drängt' er sich, Elisen nachziehend, in ihre Mitte, und „haltet! — rief er — wir gehören auch in die Gruppe.“ Auch ich — rief eine weibliche Silberstimme — Wilhelminens Schwester, Auguste, die mittlerweile aus der Laube hervorgeschlüpft war. Nur Vater Blum stand, auf seinen Stab gelehnt, noch von fern, und betete Segen auf die Guten herab.

Felser hatte, wie man leicht errathen kann, Wilhelminen nicht bloß auf die Wiedervereinigung mit ihrem Freunde vorbereitet, und sie von der mit ihm vorgegangenen glücklichen Veränderung benachrichtigt, sondern er hatte ihr auch von Meiers fortdauernder Ergebenheit und Treue so feyerliche Versicherungen gegeben, daß sie keine Bedenklichkeit haben konnte, der Einladung Felsers in ihr Haus nach Ruhthal Folge zu leisten, und sonach selbst den ersehnten Augenblick des Wiedersehens zu beschleunigen. Felser ließ sie mit Postpferden und seinem eigenen Wagen in dem über dreißig Meilen entfernten Lilienthal

abholen, und er hatte es so eingerichtet, daß sie grade am Vorabend des Tages, wo Meier sein Amt antreten sollte, in Ruhthal eintraf. So ward Er, der Andrer Freuden lebhafter, als seine eignen, empfand, Schöpfer des seligsten Auftritts, und der wackre Pfarrer in Hoheneichen schmeichelte seinem Freunde gewiß nicht, als er des Abends beym späten Abschied ihm sagte: Festlicher, wie du, konnte mich heute kein Reichsgraf bewirthen.

Wilhelmine, selbst die Tochter eines Landpredigers und daher an den Umgang mit Landleuten gewöhnt, zwar nicht mehr jung und blühend, aber gefällig und einnehmend, überdieß durch Erfahrung gebildet und durch Leiden veredelt, schickte sich ganz für den Platz, den sie einnehmen sollte; denn sie vereinigte alle die Eigenschaften in sich, durch welche sich die Frau eines Landpredigers fast eben so nützlich machen kann, als er selbst, dessen Wirksamkeit durch sie befördert und unterstützt wird. Elise freute sich, an ihr eine gleichgestimmte Freundin zu finden, und Robert wünschte seinem Freunde zu der früher getroffenen Wahl, die er damals aus guten und auch in diesem Falle durch

die Erfahrung bestätigten Gründen nicht ganz gebilligt hatte, jetzt aufrichtig Glück.

Nach einigen Monaten führte Meier seine Wilhelmine zum Altar, und die Segenswünsche seiner Gemeine, die ihn begleiteten, waren rührender noch, als es die Trauungsrede seines Amtsnachbars, des schon bekannten astronomischen Magister Danz war, der sich mit gründlicher Gelehrsamkeit über die Stelle verbreitete, daß die Lehrer leuchten würden, wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne immer und ewiglich; was er denn sehr schmeichelhaft auf den Hochwohlehrwürdigen Herrn Bräutigam applicirte, indem er zugleich von der tugendbelobten Dem. Braut weissagend rühmte, daß auch sie glänzen würde bey ihrem Gatten, wie ein Planet im geborgten Lichte des unwandelbar ihm zur Seite stehenden Fixsterns. Robert hätte freylich den ehrlichen Mann jetzt eben so gern der Traurede überhoben, als er ihm einst eine Leichenpredigt abgenommen hatte; indeß tröstete er sich damit, daß in Hoheneichen ein solcher Kopulationssermon nur in dem einzigen Falle vorkommen konnte, wenn der Prediger selbst kopulirt ward.

Mit Wilhelminen zog in Meiers Woh-

nung das häusliche Glück ein, und der wirthschaftliche Schmuck, welchen sie über alle Gemächer seines Hauses verbreitete, vollendete die Verschönerungen, welche die Freigebigkeit des Grafen und die Gutherzigkeit der Gemeine daran gemacht hatten. An ihrer Schwester Auguste hatte sie die thätigste und treuste Gehülfin, so daß Meier ganz für seinen Beruf leben konnte, ohne auch nur im geringsten durch die Besorgung häuslicher Angelegenheiten daran verhindert zu werden. Ihm gelang es denn auch durch das Zutrauen, welches seine Gemeine zu ihm gefaßt hatte, daß er schon im ersten Jahre seiner Amtsführung manche liturgische Verbesserung machen, und die öffentlichen Religionsübungen dem Verstande und Herzen näher bringen konnte, wozu freilich die vorbereitenden Bemühungen Felsers und die vernünftige Denkungsart des Grafen nicht wenig beytrugen. Ueberhaupt pflegte sich der Graf nicht in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, wenn er nicht von seinem Pfarrer veranlaßt ward, daran Antheil zu nehmen, und der Prediger in Hoheneichen hatte daher einen großen Vorzug vor vielen seiner Amtsbrüder, die wegen jeder kleinen Veränderung, zu welcher sie sich in ihrem Gewis-

sen verpflichtet fühlen, erst dem hochgebietenden Herrn Kirchenpatron in Unterthänigkeit aufwarten und der lieben gnäd'gen Mama die Hand küssen müssen.

Durch Uneigennützigkeit und ein menschenfreundliches Betragen zog Meier die Herzen der Hoheneichner und sämmtlicher eingepfarrten Gemeinen immer mehr an sich, und obgleich Felser dadurch an Achtung und Liebe nichts verlor, so theilte er sie doch nun mit seinem Freunde, den er selbst auf diese Stufe nicht gemeiner Wirksamkeit erhoben hatte. Doch Robert war über die unlautre Gemeinnützigkeit kleinlicher Seelen, die nur allein wirken und glänzen und die ausschließenden Volkslieblinge seyn wollen, — er war über diese Schwäche zu weit erhaben, als daß er auf den allgemein beliebten Volkslehrer hätte eifersüchtig werden können; im Gegentheil stieg seine Freude mit dessen wachsendem Ansehen, weil er bey einer so gewichtigen Mithülfe desto sichrer und zuversichtlicher auf die Erreichung seiner gemeinnützigen Absichten rechnen konnte. Daher wankte auch nie das Freundschaftsverein zwischen den beyden Familien in Hoheneichen und Ruhthal; nie störte ein Mißverständniß, das wohl zuwei-

len auch unter Freunden eintritt, den rein harmonischen Zusammenklang ihrer Herzen. Sie waren oft beysammen im traulichen Kreise, und erinnerten sich, umgeben von einer lichten Gegenwart, der dunkeln Vergangenheit mit inniger Rührung, und schmeckten zwiefach das Gute, das jedes an seinem Theile genoß, durch den Mitgenuß der zärtlichen Freundschaft.

Felsern ward nun auch ein Glück zu Theil, das für ihn einen unschätzbaren Werth hatte, das gewünschte Glück, Vater zu werden. Seine Gattin gebar ihm ein muntres, freundliches Mädchen, das er mit völliger Einstimmung Elisens, die der hohen Mutterpflicht in ihrem ganzen Umfange Gnüge leistete, nach seiner eignen, der Natur ganz gemäßen Theorie aufziehen ließ, und die in dem herrlichen Wachsthum und der blühenden Gesundheit des geliebten Zöglings sich zeigende Wirkung seiner Methode war ihm doppelt erfreulich, da sie zugleich allen den eingewurzelten Vorurtheilen, die sich seinen in Hinsicht der ersten physischen Erziehung gegebenen Rathschlägen immer noch entgegengesetzt hatten, den kräftigsten Stoß gab. Man sah es an dem Beyspiele seines eignen Kindes, daß seine Vorschläge gut waren, und Väter

und Mütter, die noch immer auf seine sanften Verweise wegen ihrer widersinnigen Erziehungsmethoden nicht geachtet hatten, suchten jetzt bey ihm Unterricht in der wissenswürdigen Kunst, gesunde Kinder zu bilden. Ein neuer schöner Triumph der Wahrheit und Vernunft über Aberglauben und Unverstand! Ein neuer Beweis, wie viel der Lehrer und auch der Arzt, als solcher, nüzzen kann, wenn sein Beyspiel die Wahrheit, die er lehrt, unterstützt! Wer konnte dieß freudiger empfinden, als er, dem jeder Fortschritt des Guten im Gebiete der Menschheit ein Gewinn für ihn selbst war?

Doch auch ohne dieß war Felser jetzt ein glücklicher, im vollsten Sinne und weitesten Umfange des Wortes glücklicher Mann. Seine Rosa, das zarte Pfand ehelicher Liebe, war ihm ein Reichthum, den er für alle Kostbarkeiten beyder Indien nicht vertauscht hätte, und wenn der rastlos Thätige nach einem heißen Sommertage, wo er hülfleistend von einem Orte zum andern und aus einer Krankenstube in die andre geeilt war, matt und kraftlos am Abend in den Kreis der Seinen zurückkehrte, und Rosa auf den Armen der liebenden Mutter die kleinen Hände nach ihm aus=

streckte, ihm mit herzlicher Fröhlichkeit zulächelte, und kindisch zärtlich an seine Wange sich schmiegte, da goß sich auf einmal neue Kraft und Munterkeit ihm durch Mark und Nerven, und feurig umarmt' er sein Weib, und drückt Mutter und Kind zugleich an sein klopfendes Herz. „Ja, wahrlich! — so rief er voll hoher Begeisterung an Rosa's Jahrestag aus, den er in Meiers und seiner Lieben Gesellschaft feierte — unter Allem, was die Menschen Glück nennen, was sie mit Anstrengung suchen und oft einander bitter beneiden, giebt es nur eine Gattung, welche diesen Namen mit Recht verdient: das Häusliche. Erhält uns der Himmel nur dieß, so wollen wir gern auf alles andre Verzicht leisten.“

Ach! der gute Robert träumte jetzt nicht, welche schmerzhafte Störung dem Genuß seines häuslichen Glückes bevorstand. Wie die erste Wolke, die nach einer langen Reihe heitrer Sommertage am Horizonte heraufzieht, gemeiniglich nicht die einzige ist: — ein schwarzes Ungewitter, dem sie vorangeht, ist noch hinter dem Horizonte versteckt — so war auch der Tod des alten Blum nur der Vorläufer eines weit härtern und Zerstörung drohenden Schicksals. Daß Blums zer-

rüttete Gesundheit nicht eigentlich wieder herzustellen sey, und daß sein Besserbefinden nicht von langer Dauer seyn werde, hatte der einsichtsvolle Arzt nicht bloß voraus gesehen, sondern auch wirklich voraus gesagt, und es konnte daher Elisen nicht überraschen, als ihr Vater, der zu kränkeln nicht aufgehört hatte, auf einmal wieder dahin sank, und von ihrem Gatten selbst für unrettbar erklärt ward. Die Natur hatte ihre Kräfte erschöpft, und sie konnte jetzt die stärkendsten Arzneyen, die ihm gereicht wurden, nicht mehr unterstützen. Er war reif zur Vollendung, und entschlummerte sanft in den Armen seiner Geliebten. Elise betrauerte ihn im Tode, wie sie ihn im Leben geliebt hatte, und ob sie gleich von ihrem Manne auf diesen Verlust lange genug war vorbereitet worden, so versetzte er sie dennoch, als er nun wirklich erfolgte, in die tiefste Betrübniß. Und wie hätte Robert die häufigen Thränen, welche Elise am Grabe ihres Vaters weinte, misbilligen können, da ihn selbst sein Verlust mit Wehmuth erfüllte? Jetzt, da die späten Freuden des wackern Alten erst angegangen waren, und er das Leben wieder liebgewonnen hatte, da war seine Laufbahn am Ziele! Diesen schmerzhaften Gedan-

ken wog kaum die Beruhigung auf, daß der redliche Mann jetzt ohne Harm und Sorge sein Haupt habe niederlegen können, ob es gleich der Trostgrund war, den Robert selbst gebrauchte, um Elisens Schmerz zu besänftigen. Blums sämmtliche Gläubiger waren durch seinen uneigennützigen Eidam bis auf den letzten Groschen bezahlt, und der Pfarrer Meier konnte darum in seiner dem Verewigten gehaltnen Standrede mit Wahrheit sagen, er sey mit dem Rufe der Rechtschaffenheit aus der Welt gegangen. Und wie wohl war dem Alten, daß er jetzt schlief, als in dem freundlichen Landhause zu Ruhthal sich Auftritte ereigneten, die seinen kaum hergestellten Seelenfrieden aufs neue würden gestört haben! —

Ja, so stand es im verhüllten Buche des Schicksals: Felser sollte auch in seiner Ehe geprüft werden. Nur ein Jahr war er mit Elisen vollkommen glücklich gewesen; als das zweyte begann, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, und schmetternd fuhr ein Blitzstrahl nieder, dessen verheerende Macht nur der Ableiter männlicher Vernunft und Besonnenheit zu entkräften vermochte.

Es war wenig Wochen nach dem Tode des Alten an einem trüben unfreundlichen Abend, als

Robert und Elise in vertraulicher Einsamkeit saßen. Sie strickte; er sonderte heilsame Pflanzen, die er auf seinen botanischen Wanderungen in der umliegenden Gegend gesammelt hatte. Da klopfte es an die Thüre, und ein Mann trat herein, den Robert nicht kannte und Elise zu kennen nicht glaubte, ob sie gleich an ihm etwas Gesehenes fand, und sich bey seinem Anblick von einem wunderbaren Schauer durchbebt fühlte. Robert stand auf, den Fremden zu bewillkommen; aber sein Auge war starr auf Elisen geheftet, deren innere Bewegung ihrem aufmerksamen Gatten nicht unbemerkt blieb. „Ja du bist es — rief jetzt der Fremde im stürmischen Ausbruch des Entzückens — bist meine Elise! Erkennt mich dein Herz noch?“

Elise sank fast in Ohnmacht, und vermochte kaum, der feurigen Umarmung ihres einstmaligen Geliebten sich zu entwinden.

„Wie? Du stößest mich von Dir? fragte betroffen der Fremde; — hat die lange Trennung dich so verändert?“

Berger, ich bin verheyrathet — erwiderte mit zitternden Lippen Elise; — dieser rechtschaffne Mann ist mein Gatte.

Wie von einem starken elektrischen Schlage gerührt stand Berger, und schien jetzt erst Felsers Gegenwart zu bemerken, gegen den er sich schüchtern verbeugte, und in sichtbarer Verlegenheit eine Bitte um Verzeihung herausstotterte.

„Fürchten sie nicht, mich beleidigt zu haben, sagte Felser mit beruhigender Freundlichkeit; — ich weiß alte Rechte zu ehren. Und überdieß sind Sie ja selbst verheyrathet.“

Berger (sarkastisch). Wahrscheinlich erfuhren nur Sie dieß, und waren so gütig, Elisen davon zu benachrichtigen.

Robert. Elise selbst wird mich wegen dieser bittern Beschuldigung bey Ihnen rechtfertigen.

Berger. So glaubte sie vielleicht nur, daß ich verheyrathet sey, weil sie es wünschte.

Elise. Verschonen Sie mich mit quälenden Vorwürfen, die ich, bey Gott! nicht verdiene. Sie sollen Alles erfahren.

Berger. Ich sehe schon, was ich nicht erst zu hören brauche, daß Männerschmeicheleyen stärker auf Sie gewirkt haben, als Mädchenzauber auf mich. Neun Jahre lang habe ich Sie mit unveränderlicher Treue geliebt; habe um Ihret-

willen dem häuslichen Glücke entsagt, und mir die Hoffnung gnügen lassen, es dereinst noch mit Ihnen zu theilen; habe nur Sie gedacht, für Sie nur empfunden; bin von einem Ort zum andern bis an die entlegensten Grenzen des Landes wie ein vertriebner Flüchtling geirrt, um Sie in irgend einem abgeschiednen Asyl des verfolgten Unglücks zu finden, und nun, da ich endlich durch einen Zufall, den ich für den glücklichsten hielt, Ihren geheimnißvollen Aufenthalt erfahre, da ich auf Flügeln der Sehnsucht hieher eile, und in den Vorgefühlen des Wiedersehens schwelge; — da find' ich Sie treulos, und, wie es scheint, sogar glücklich.

Elise (empfindlich). Ich habe nie einem Manne Treue gelobt, als diesem.

Berger. Ja, Sie haben Recht, wenn es keine andern Versicherungen giebt, als die man mit Worten ausdrückt. Daß Sie diese vermieden, war, wie ich nun wohl einsehe, von Ihnen sehr vorsichtig gehandelt.

Robert. Ich würde die Beleidigungen, die Sie mir und meiner Gattin zufügen, sehr übel aufnehmen, wenn ich nicht zu viel Achtung für den Schmerz hätte, aus dem sie entspringen. Jedoch

kann ich Ihnen nicht bergen, daß es der Würde des Mannes besser kleidet, sich über die anscheinende Untreue eines Weibes großmüthig hinwegzusetzen, als sie durch Vorwürfe, deren Rechtmäßigkeit noch unerwiesen ist, zu bestrafen.

Berger. Ich wünschte Sie an meinen Platz, um zu sehen, wie Sie diese Moral durch Ihr Beyspiel predigen würden.

Robert. Sie könnten dieß wohl schon an der Fassung sehen, die ich jetzt auf meinem Platze behalte.

Berger (mit verändertem Tone). Zürnen Sie mir nicht. Ich habe Ihnen nicht unrecht thun wollen.

Robert. Wenn Sie der Mann wären, der so etwas wollen könnte, so würde Sie Elise nicht geliebt, nicht so warm noch für Sie gefühlt haben, als sie schon an der Hand einer Andern Sie glücklich glaubte.

Berger (mit Affect). Hat sie das wirklich? Hat sie meiner gedacht, ehe sie den grausamen Entschluß faßte, mich zu vergessen? Hat es ihr vielleicht eine Thräne gekostet, meine Ruhe ihrem Glück aufzuopfern?

Robert. Sie ergriff das Geringere, weil

sie das Bessere zu besitzen nicht hoffen konnte, gab dem Freunde ihre Hand, weil sie den Liebling verloren glaubte. Der Irrthum, der sie mir zuführte, hebt ihre Verbindlichkeit gegen mich auf, und ich bin bereit, sie Ihnen zurückzugeben, wenn sie anders so noch für Sie einen Werth hat.

Elise (ihrem Gatten in die Arme fallend). Robert, halt ein! Ich vermag das nicht zu ertragen.

Robert. Was kann ich sonst thun, um den Verdacht von mir abzuwenden, daß ich dich zur Untreue verführt habe?

Elise (zu Bergern). O hätt' ich Sie nie wiedergesehen.

Berger. Das kann Elise nicht inniger wünschen, als ich. Warum führte mich auch der Zufall gerade in dieß Haus, und nicht in ein anderes, wo ich leicht würde erfahren haben, daß Elise Blum nicht mehr Elise Blum sey. Doch, es sey fern von mir, den Frieden Ihrer Ehe zu stören. Ich verlasse Sie in diesem Augenblicke, und auf ewig.

Felser. Nein, das sollen Sie nicht. Ihre Ruhe würde dadurch eben so wenig, als die unsrige, hergestellt werden. Bleiben Sie bey uns,

und lassen Sie uns gemeinschaftlich einen Versuch machen, einander die verlorne Zufriedenheit wiederzugeben.

Elise sah ihren Gatten bedenklich an, als ob sie sagen wollte: „Daraus kann wohl nicht viel Gutes werden;“ aber Robert wiederholte seine Einladung, und Berger war davon so überrascht, daß er sie — annahm.

Mancher gutmüthige Ehemann würde freylich um des lieben Hausfriedens willen das Nehmliche gethan haben, was Robert hier that; allein Robert war in diesem Sinne nichts weniger als ein gutmüthiger Ehemann; er besaß genug Selbstständigkeit, um einer weiblichen Anmaßung Trotz zu bieten, und weder Thränen noch Drohungen würden ihn haben bewegen können, seiner Gattin — im Sinne der eleganten Welt — einen Hausfreund zu gewähren.

Robert handelte auch jetzt, so wie immer, aus Grundsatz, aus der Einsicht und Ueberzeugung, daß es unedel seyn würde, den in seiner süßesten Hoffnung getäuschten Berger seinem Schicksal zu überlassen, und daß er selbst, um Elisen ganz zu besitzen, sich der Gefahr aussetzen müsse, sie zu verlieren. Er wollte sonach

einen Versuch machen, das ungestüme Feuer des Liebhabers bis zur sanften Wärme der Freundschaft zu mildern, und Elisen zugleich einer Prüfung unterwerfen, die nur dazu dienen sollte, ihm die standhaft treu Befundene noch werther zu machen.

Einem jeden Ehemanne würd' ichs freylich nicht rathen, nach Roberts Weise zu verfahren, wenn ein bereits aufgegebener Liebhaber seines süßen Weibchens unverhoft wieder zum Vorschein käme; denn nicht alle Ehemänner haben, wie Robert, gewählt, und nicht alle verstehen die Kunst, eine Gattin sich treu zu erhalten, wie er sie verstand. Auch ist nicht Jeder auf den schlimmsten Fall so gefaßt, wie er es war; denn, ob er gleich gegen seine Elise nichts weniger als mistrauisch war, so hielt er es doch nicht für unmöglich, daß ihre durch den geglaubten Verlust des jugendlichen Lieblings erstickte Leidenschaft bey so veränderten Umständen wieder aufleben könne, und in der That, was Robert nur für möglich halten, und keinesweges einer Elise zutrauen konnte — — — — —

Doch, vor allen Dingen sind wir unsern Lesern über Elisens Irrthum und Bergers unerwar-

tete Erscheinung Aufschluß zu geben schuldig. Elise hatte, wie sie Felsern bey der ersten Zusammenkunft sagte — durch Zufall erfahren, daß ihr Geliebter verheyrathet sey. Mit diesem Zufall, über welchen sie sich in der Folge auf Roberts Veranlassung bestimmter erklärte, verhielt es sich eigentlich so:

Ein Reisender Gelehrter aus C...., einer Mittelstadt unweit Lusthofen, kehrte im Gasthofe zu Ruhthal ein, als grade Elise in einer wirthschaftlichen Angelegenheit sich daselbst aufhielt. Ohne auf das Gespräch, welches der geschwätzige Wirth mit seinem Gaste angeknüpft hatte, genau Acht zu geben, hörte sie doch den Ort nennen, der damals noch für ihr Herz etwas sehr anziehendes hatte, weil es der nehmliche war, wo sich Berger kurz vor ihrer traurigen Flucht als praktischer Rechtsgelehrter niedergelassen hatte, und sie konnte ihrem innern Drange nicht widerstehen, den Fremden zu fragen, ob ihm, da er in C.... einheimisch wäre, nicht ein gewisser Advokat Berger bekannt sey? — Der Fremde erwiderte, daß er ihn zwar kenne, jedoch mit ihm in keiner so freundschaftlichen Verbindung stehe, wie Madam Berger mit seiner Frau. —

Zum Glück für Elisen brachte grade in diesem Augenblicke der politisirende Wirth ein Zeitungsblatt, um sich von dem fremden Gelehrten, dem er es gleich ansah, daß er ein großer Politikus seyn müsse, über die geheimen Artikel in dem Friedenstraktat von Campo Formio Auskunft zu erbitten, wodurch sie Zeit gewann, sich von ihrer Bestürzung zu erholen, oder doch wenigstens so zu sammeln, daß sie dem Fremden, der, nach bescheidener Abfertigung des freylich unbefriedigten Wirthes, die angenehmere Unterhaltung mit Elisen erneuerte, nicht bemerklich ward.

Sie begegnete seiner Frage: ob sie vielleicht mit dem Herrn Berger verwandt sey, mit der Antwort, daß sie ihn zwar vormals gekannt habe, aber seit mehrern Jahren mit ihm aus aller Verbindung gekommen sey. Ueberdieß — setzte sie hinzu, — komme es noch darauf an, ob es der nemliche Berger sey, den sie kenne.

Der gefällige Fremde würde sich schwerlich die Mühe gemacht haben, ihr diesen Zweifel zu benehmen, wenn er gewußt hätte, daß derselbe ihrem Herzen so wohl thue; allein die Schilderung, die er ihr von Bergers Person machte, die Angabe seines wahrscheinlichen Alters, und sogar die Be-

merkung des Umstandes, daß er von Lusthofen nach C.... gekommen sey, dieß Alles traf so zusammen, daß sie unmöglich noch zweifeln konnte, ob sein Berger der ihrige sey. Von den nähern Umständen seiner Verehlichung, die Elise mit erzwungener Gleichgültigkeit noch einmal erwähnte, wußte der Reisende nichts weiter, als daß er erst seit zwey Jahren verheyrathet sey, und die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Lusthofen genommen habe. Elisen konnte diese Wahl nicht befremdend seyn, denn es war der Wunsch seiner Mutter gewesen, daß er ein gewisses Mädchen aus einer reichen Familie, die ihn mit schmeichelhaften Auszeichnungen überhäufte, der ärmern Elise vorziehen möchte, und es war daher immer sehr wahrscheinlich, daß seine jetzige Gattin die nemliche sey. Mit lächelnder Miene und blutendem Herzen dankte sie dem Reisenden für seine Gefälligkeit, und dieser war eben im Begriff, sie um eine Gegengefälligkeit, die Mittheilung ihres Namens, zu bitten, als draußen der schmetternde Klang des Posthorns ihn an sein zu langes Verweilen und die Nothwendigkeit des schleunigen Aufbruchs erinnerte, und Elisen zugleich von ihrem peinlichen Zwange befreyte. Er vergaß da-

räber die Frage, die ihm schon auf der Zunge schwebte, und empfahl sich Elisen, die dadurch der Gefahr entgieng, ihren und ihres Vaters Aufenthalt zu verrathen.

Der wirklich noch unverheyrathete Berger mußte selbst Elisen von dem anfangs gegen sie gehegten Verdachte, daß seine Untreue das Werk ihrer eignen Erfindung sey, jetzt freysprechen, als sie ihn mit der zufälligen Nachricht, die sie von seiner Verheyrathung erhalten hatte, bekannt machte. Er hatte nemlich in E.... nur erst einige Monate gelebt, als er von Elisens Hand einen Brief empfieng, worinn sie ihn von dem unglücklichen Schicksale ihres Vaters benachrichtigte, und, von kindlichem Pflichtgefühl gedrungen, ihm das letzte Lebewohl sagte. Ob sie ihn gleich darin bat und beschwor, sich aller Nachforschungen nach ihrem verborgenen Aufenthaltsort zu enthalten, da sie einmal in ihrer jetzigen Verfassung nicht die Seinige werden könne, so verließ er dennoch E.... auf der Stelle, und, von einer falschen Spur geleitet, reis'te er fast ein ganzes Jahr herum, bis Alles, was er von seinem Verdienste mühsam erspart hatte, aufgezehrt war, und das Bedürf-

niß ihn nöthigte, zum thätigen Leben zurückzukehren.

Mittlerweile hatte sich ein andrer Advokat nach C.... gewendet, der auch Berger hieß, ohne jedoch mit dem unsrigen verwandt zu seyn, und der ebenfalls, so wie er, in Lusthofen seine akademische Laufbahn zurückgelegt hatte, ihm auch übrigens in der Person und andern äußerlichen Verhältnissen so ähnlich war, daß er wenigstens in der Beschreibung mit ihm verwechselt werden konnte.

Der reisende Gelehrte, welcher Elisen die täuschende Nachricht brachte, war nach C.... gekommen, als der zweyte Berger schon da war, und von dem frühern sehr kurzen Aufenthalte des erstern an diesem Orte war ihm niemals etwas bekannt geworden. Es konnte ihm daher nicht einfallen, daß der Berger, nach welchem sich Elise erkundigte, ein andrer seyn könne, als derjenige, der noch jetzt in C.... lebte.

Elisens bekümmerter Freund kehrte zwar von seinem fruchtlosen Herumirren nach C.... zurück; weil er aber daselbst einen Berufsverwandten fand, mit dem er zu rivalisiren nicht aufgelegt war, so verließ er diesen Ort ganz, und wählte

zu seinem Aufenthalte eine noch kleinere Stadt, wohin ein alter Bekannter ihn einlud, der daselbst ein obrigkeitliches Amt verwaltete, und ihm die Versicherung gab, daß er ihm durch seinen Einfluß bald zu einer einträglichen Praxis, auch mit der Zeit zu einem festen Platze werde verhelfen können. Da lebte nun Berger eine ziemliche Reihe von Jahren, ohne die großen Versprechungen seines Freundes erfüllt zu sehen, woran jedoch nicht sowohl dieser, als er selbst und ungünstige Umstände schuld waren. Erwarb ihm gleich seine Praxis einen nothdürftigen Unterhalt, so war sie doch nichts weniger, als einträglich, und dieß gieng sehr natürlich zu, denn Berger verstand sich nie, die Rechtsvertheidigung eines Clienten zu übernehmen, der nicht wirklich Recht hatte; die muthwilligen Zänker und Streiter, deren unerhebliche Klagen zu führen nicht der Mühe werth war, wies er mit kurzem Bescheid von sich ab, und den Irrenden, die Recht zu haben sich einbildeten, zeigte er ihren Irrthum, ohne sie erst in vergebliche Unkosten zu setzen. Ohne zum Armenadvokaten verpflichtet zu seyn, fanden immer die Armen an ihm einen eifrigen Sachwalter, und die übermüthigen Reichen, die sie zu unterdrücken suchten,

fürchteten ihn als ihren mächtigen Gegner; aber freylich machte er dabey die Erfahrung, daß die Rechtschaffenheit nicht reich macht, da seine Clienten meistentheils Leute waren, die nicht viel mehr als den guten Willen hatten, ihn zu belohnen. Seine verschiedentlichen Bewerbungen um ein obrigkeitliches oder richterliches Amt blieben denn immer auch ohne Erfolg, obgleich sein rechtschaffner Freund es an Empfehlung und Fürsprache nicht fehlen ließ. Es waren wirklich oft ungünstige Umstände, die ihm in den Weg traten; aber sie waren es nicht allein; eigennützige Justizverwalter und Richter, die seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe nicht gern eine öffentliche Wirksamkeit zulassen wollten, halfen ihn vom Ziele zurückdrängen, und Berger suchte endlich nichts mehr, weil er es überdrüßig war, sich mit bloßen Höflichkeiten und kahlen Versprechungen abspeisen zu lassen.

Zu eben der Zeit, da Elise den Verlust ihres Vaters beweinte, und bloß in der treuen Liebe ihres Gatten Trost und Ersatz fand, ward Berger von den Erben eines an seinem Wohnorte verstorbenen Fabrikherrn bevollmächtigt, die außenstehenden Schulden ihres Erblassers in seinen Papieren aufzusuchen, und auf rechtliche Weise die Eintrei-

bung derselben zu bewerkstelligen. Berger war, in Hinsicht des Erstern, mit seiner Arbeit schon beynahe zu Ende, als er einen Brief in die Hände bekam, der die Uebersendung einer beträchtlichen Schuldpost berichtete, und zugleich eine warme Bitte um Verzeihung wegen der dem Gläubiger verursachten Furcht des Verlustes enthielt. Die Handschrift hatte für Bergern etwas Gesehenes, doch konnte diese dunkle Erinnerung sein Erstaunen nicht mindern, als er auf die Unterschrift des Briefes kam, der von Peter Blum unterzeichnet und aus Ruhthal in der Herrschaft Hoheneichen datirt war. Von neuer Hoffnung berauscht, verließ er das Comptoir des Fabrikherrn, arbeitete drey Tage und fast eben so viele Nächte hindurch, um das ihm aufgetragene Geschäft ganz in Ordnung zu bringen, und eilte dann, die üble Vorbedeutung eines stürmischen Wetters nicht achtend, voll der freudigsten Erwartung nach Ruhthal.

Da bey seinem Eintreffen an dem unbekannten Orte Niemand zu sehen war, den er hätte fragen können, wo der Kaufmann Blum wohne, und Felsers Landhaus vor den niedrigen Wohnungen der Dörfer sich vortheilhaft auszeichnete, so gieng

es sehr natürlich zu, daß er grade in das Haus gieng, das er suchte, und dadurch auf eine so schmerzhafte Art überrascht ward.

Sobald nur der erste leidenschaftliche Tumult in seiner Brust sich gelegt hatte, so ward Berger leicht überzeugt, daß nicht Elisens Unbeständigkeit, sondern ein feindseliges Schicksal sie ihm geraubt habe; aber eben dadurch erhielt sie für ihn ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder. Er betrachtete sie noch immer als die Seinige, ob sie gleich die Gattin eines Andern war, und gab sich gern der verführerischen Vorstellung hin, daß die Ansprüche ihres Gatten auf Elisens Liebe den seinigen nachstünden. Doch konnte er sich nicht abläugnen, daß Felser, der sich gegen ihn so überaus edelmüthig bewies, ein höchst achtungswürdiger Mann sey, und er fühlte ganz, wie abscheulich es seyn würde, ihm den Genuß seines ehlichen Glücks zu trüben, daher kämpfte er auch einen fürchterlichen Kampf mit sich selbst, der sein Herz desto heftiger angriff, je mehr er sich Mühe gab, ihn zu verbergen.

Elise war gegen ihn freundlich, bisweilen sogar zärtlich, und so wohl ihm dieß that, so war es doch Nahrung für seine Krankheit, denn nur

allzu leicht überredete er sich, daß ihr Betragen gegen ihn nicht aus bloßem Mitleid entspringe. Es schmeichelte ihm vielmehr zu glauben, daß sie selbst leide, daß ihre vormalige Liebe zu ihm mit neuer Lebhaftigkeit wieder erwacht sey, und daß bloß Pflichtgefühl sie zurückhalte, sich ihm verständlich zu machen.

Und wie hätte dieß auch Berger nicht glauben sollen, da Robert selbst über die geheimen Gefühle seiner Gattin ungewiß war. Er fand freylich in ihrer Gefälligkeit gegen Bergern nichts Verdächtiges; sie entsprach vielmehr seinem Zwecke, denn Elise mußte ihn in der Heilung seines Kranken selbst unterstützen; er bemerkte auch in ihrem Betragen gegen sich selbst eben so wenig eine verminderte als erkünstelte Wärme; allein er wußte, als tiefer Kenner des weiblichen Herzens, daß die Weiber grade dann am verdächtigsten sind, wenn sie am unschuldigsten scheinen; und es war wenigstens der Aufmerksamkeit werth, daß manchmal, wenn er unerwartet sie bey der Hand faßte, sich eine Unordnung in ihren Pulsen verspüren ließ, die eben so leicht aus einer starken Gemüthsbewegung, als aus einer körperlichen Indisposition entspringen konnte. Sonst konnte und wollte er nichts

versuchen, um ihr Herz zu erforschen, wär' es auch noch so sicher und zuverlässig gewesen; denn er fand es theils zu erniedrigend für sich selbst, Argwohn zu verrathen, theils kannte er auch den allen fein empfindenden Seelen eigenen Charakter, daß nichts so sehr sie beleidigt, als Argwohn, und daß ein Mann selbst seine Gattin zur Untreue reizt, wenn er Mißtrauen in ihre Treue verräth.

Bey diesem Allen war Robert so ruhig, wie es nur immer ein Mann in seiner Lage seyn kann; am wenigsten bereuete er es, den für Elisens Herz allerdings gefährlichen Hausfreund aufgenommen zu haben. Er hatte als rechtschaffner Mann so handeln müssen, hatte Bergern nicht entlassen können, ohne wenigstens einen Versuch zur Wiederherstellung seiner Ruhe zu machen; — diese Ueberzeugung machte bey ihm den Gedanken an die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs völlig unwirksam.

Mit feurigem Eifer und hoffnungsvollem Muthe setzte er darum auch die an Bergern ihm unbewußt unternommene Seelenkur fort, und er konnte um so weniger an dem gewünschten Erfolge verzweifeln, da der Patient zu seinem Arzte ein aufrichtiges Zutrauen bewies. Zwar merkte er

wohl, daß Berger noch nicht war, was er schien, daß die Flamme seiner Leidenschaft noch nicht verraucht war, so viel er sich auch Mühe gab, sie zu verbergen; allein, er sah dieß Bestreben selbst als einen Versuch männlicher Selbstbeherrschung an, und theilte schon im Voraus mit ihm die Freude eines vollkommenen Sieges.

Dabey ließ er es an nichts fehlen, ihm diesen Sieg zu erleichtern. Mit erfinderischem Geiste suchte und benützte er Alles, was ihm den Aufenthalt in seinem Hause erheitern konnte, und widmete ihm jetzt die freyen Stunden, die er sonst Elisen geschenkt hatte. Das unvergleichlich schöne Gebiet, das Roberts ländlichen Wohnsitz umgab, der erwachende Frühling und Bergers eigner warmer Natursinn kam seiner edlen Bemühung zu Hülfe, und auch der wackre Meier vereinigte sich mit ihm, ein neues würdiges Glied für ihren Bruderbund zu gewinnen.

Ueberdieß noch hatte Robert sein Augenmerk auf eine Person gerichtet, die, ohne es selbst zu wissen, zu seinem Endzweck behülflich seyn sollte, und diese Person war Auguste, der Pfarrerin Schwester, ein in jedem Betracht sehr liebenswür=

diges Mädchen. Jünger und blühender noch, als Elise, übertraf sie diese an äußerlichen Reizen, und wenn sie ihr noch an geistiger Bildung nachstand, so fehlte es ihr doch keinesweges dazu an den nöthigen Anlagen. Ihre sanfte Weiblichkeit und zarte Herzensgüte hatte sie mit ihr gemein. Allein, sie war arm, und der jungen Männer, die ohne alle ökonomische Rücksichten wählen, giebt es nicht viele. Darum hätte noch Keiner, ob sie gleich schon im fünf und zwanzigsten Jahre stand, um ihre Hand sich beworben, und sie selbst hatte noch nie geliebt, ob sie gleich die Leiden der Liebe mit ihrer Schwester treulich getheilt hatte. „Möchte doch — dieß war Roberts geheimer Wunsch, als er Bergern zum erstenmale in das Pfarrhaus zu Hoheneichen führte — Möchte doch Augustens seelenvoller Blick in sein Herz dringen! Möchte sie mit ihrer gefälligen Anmuth ihn von der verlohrnen Geliebten ablenken und für sich gewinnen! Das wäre ja wohl das beste Mittel, seine Krankheit aus dem Grunde zu heilen.“

Dem Anscheine nach war jedoch von dieser Seite wenig zu hoffen. Berger fand Augusten zwar angenehm und gefällig; er gestand sogar zu, daß sie ein liebenswürdiges Geschöpf sey;

er schien sich auch gern mit ihr — und was leicht zu bemerken war — Auguste schien sich eben so gern mit ihm zu unterhalten; aber das war auch Alles, und dabey blieb es; er hatte Gelegenheit, sie oft zu sehen; aber er suchte sie eben so wenig, als er sie floh, und seine Unterhaltung mit ihr ward um nichts wärmer, so oft er sie wiederholte.

Elise war leider! noch immer die Beherrscherin seines Herzens, und war es in einem Grade, den selbst der scharfsichtige Robert nicht kannte. Er schrieb daher auch seine Gleichgültigkeit gegen Augusten nicht bloß auf Rechnung seiner Leidenschaft für Elisen, sondern glaubte vielmehr, daß Augusten bey aller Gefälligkeit grade das fehle, was seinen Augen gefallen und sein Herz anziehen könne. Weit entfernt, sich über ein dem Anscheine nach fehlgeschlagenes Mittel, woranf er ohnehin nicht seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, zu beunruhigen, suchte er vielmehr durch eigne Thätigkeit den Zweck zu erreichen, den der Zufall nicht begünstigen wollte. „Sollte es denn nicht — so fragte er menschenfreundlich sich selbst — sollte es denn nicht in meiner Gewalt stehen, Ruhe und Glück dem wiederzugeben, dem

ich sie wider meinen Willen geraubt habe? Sollt' ich es nicht dahin bringen können, daß er mich nur als seinen warmen Freund, und nicht mehr als den Gatten seiner Geliebten betrachte? Ich kann ihm ja nützen; ich habe grade jetzt die erwünschteste Gelegenheit, ihm einen sehr wichtigen Dienst zu leisten. Sollte denn sein Herz nur der Liebe, nicht auch der Dankbarkeit offen seyn?" So dachte Robert schon in den ersten Tagen, die Berger in seinem Hause zubrachte, und so dachte er jetzt nach Verlauf eines Monates wieder, nur, daß sein damaliger Gedanke jetzt überlegter Entschluß war.

Die Stelle des verabschiedeten Justizverwalter Rabe war noch unbesetzt; denn der Graf wollte nicht eher wählen, als bis sich ein Mann finden würde, auf dessen unbestechliche Rechtschaffenheit er sich verlassen könnte, und keiner der bisherigen Competenten hatte in dieser Hinsicht eine glaubwürdige Empfehlung aufzuweisen gehabt. Berger war der erste, den Robert selbst mit Ueberzeugung empfehlen konnte; denn es war schon ein gewichtvoller Beweis seiner Rechtschaffenheit, daß er bey seiner vieljährigen Praxis arm geblieben war, und überdieß hatte auch Robert bey dem nähern

Umgange mit ihm die beste Gelegenheit, seinen Charakter kennen zu lernen, den er durchaus so fand, wie er ihm von Elisen schon damals, als sie ihn noch für treulos hielt, war geschildert worden. Um jedoch ganz sicher zu gehen, veranlaßte Robert den Grafen, bey der Obrigkeit des Ortes, wo Berger bisher gelebt hatte, ein Zeugniß über ihn einzuholen, das in jeder Hinsicht für ihn ehrenvoll ausfiel, und den Grafen nicht länger Anstand nehmen ließ, seine Wahl zu entscheiden. Robert war selbst der Concipient von Bergers schriftlicher Berufung zum Justizverwalter in der Herrschaft Hoheneichen, die der Graf mit seiner Namensunterschrift authorisirte, und voll innigen Vergnügens eilte Robert damit nach Ruhthal, um seinen dasigen Hausgenossen für die erste traurige Ueberraschung durch eine angenehmere zufrieden zu stellen.

Robert wußte, daß Berger sich einen festen Platz und bestimmten Wirkungskreis mit einem von den Umständen minder abhängigen Einkommen wünschte, wie hätte er also zweifeln können, daß der Ruf, den er ihm zu überbringen hatte, ihm überaus erwünscht und erfreulich seyn würde? Und wie gegründet war seine Hoffnung,

daß er durch den ihm geleisteten höchst wichtigen Freundschaftsdienst sein ganzes Herz gewinnen, und von dem noch übrigen Mißtrauen, das ihr gegenseitiges Verhältniß erzeugte, ihn völlig befreyen würde. „Ja, das muß ihn heilen, wenn es sonst nichts kann — so sagte er bey sich, während er das Papier anblickte, das er auf dem ganzen Wege bis Ruhthal in seiner Hand trug — es muß ihn überzeugen, daß ich nicht gegen ihn argwöhnisch bin; er wird mir nun Elisen, da sie nicht die Seinige werden sollte, doch lieber gönnen, als jedem Andern, und dem Schicksal seinen Raub leichter vergeben, da es ihn doch nicht ohne allen Ersatz ließ. Sein neuer geschäftsvoller Beruf wird ihm auch wehren, seiner Leidenschaft nachzuhängen; er wird von Elisen entfernt leben, ohne doch von ihr getrennt zu seyn; er wird sie sehen und wieder verlassen, und sich so allmählig an einen freundschaftlichen Umgang mit ihr gewöhnen. Vielleicht macht ihn dann noch ein gutes Weib eben so glücklich, wie er es mit Elisen würde gewesen seyn, und ihr Robert es mit ihr — war. Er wollte sich dieses War nicht gestehen, und konnte doch das Gefühl nicht zurückdrängen, mit dem es seufzend sich ausdrückte. Aber nur einen Au-

genblick beugt' es ihn nieder; er riß sich mit männlicher Stärke von der unangenehmen Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit los, und ergriff die mächtige Stütze, durch die er sich bisher in jeder unruhvollen Lage aufrecht erhalten hatte — die Hoffnung. „Sey es auch jetzt nicht ganz so, wie es war, so kann's doch wieder so werden!"

Mit diesem hoffnungsvollen Gedanken unterhielt er sich bis an den Hof seines Hauses, wo die kleine Rosa ihm auf den Armen ihrer Wärterin vor Freude entgegen hüpfte, und die zarten Hände liebevoll nach ihm ausstreckte. Die mit dem mütterlichen Ebenbilde innig verwebten Züge der Unschuld rührten und entzückten ihn grade jetzt unbeschreiblich, denn seine Einbildungskraft trug sie auf das Original über, und mit der Stärke der Ueberzeugung sprach es in seiner Seele: „Dieß Gesicht kann nicht täuschen. Rein und schuldlos, wie ihr Abbild, ist auch Elise." Er drückte den kleinen Liebling feurig an seine Brust, und ganz Freude und Hoffnung flog er in's Haus, um Glück und Freude da zu verbreiten.

Der Weg zu Bergers Wohnung führt ihn

bey Elisens Zimmer vorbey, und er kann sich nicht enthalten, von seinem angenehmen Auftrage die theilnehmende Freundin zuerst zu benachrichtigen. Er öffnet in hastiger Eile die Thüre, und — ist es wirklich so? Oder bethört ihn ein Gaukelspiel, um seinen Glauben an menschliche Tugend wankend zu machen? — Berger kniet vor Elisen, wie ein brausender Liebhaber, und küßt mit stürmischer Leidenschaft ihren Mund, ihre Wangen, und Elise stößt ihn nicht von sich, kämpft nicht einmal gegen seinen unziemlichen Angriff. Sie ist allein; — ihr Gatte ist abwesend; sie kennt die gefährliche Lage des Zusammenseyns mit einem Manne, der sie schwärmerisch liebet und ihr selbst nicht gleichgültig ist, und sie läßt es bis zu diesem Grade vertraulicher Annäherung kommen! Sie erwidert sogar seinen Kuß mit dem sichtbaren Ausdruck wehmüthiger Zärtlichkeit! Was muß der rechtschaffne Gatte, dem sie Treue geschworen hat, dabey fühlen? Ist sein Argwohn unter solchen Umständen nicht sattsam begründet? Und wie erschrocken beben sie bey dem überraschenden Anblick des unwillkommnen Störers zurück! Zeugt nicht diese Aengstlichkeit noch mehr wider sie? Und vermöchte nicht so ein Auftritt, — gesetzt

auch, er wäre ganz unschuldig — den Mann von Ehre und Gefühl zu entrüsten?

Robert fühlte dieß Alles in seinem ganzen drückenden Gewichte, und nie war ihm die Kunst der Selbstbeherrschung so schwer geworden, als in diesem kritischen Augenblicke. Der erste sinnliche Eindruck erschütterte ihn durch Nerven und Mark, und brachte sein Blut in die heftigste Wallung. Ungewiß, ob er umkehren, oder ins Zimmer hineingehen solle, stand er, wie angezaubert, in der halb geöffneten Thüre. Schmerz und Unwille kämpften in seiner Brust, und kein Freund stand ihm mit beruhigendem Zuspruch zur Seite. Doch, doch verließ ihn seine Besonnenheit nicht; bey dem heftigsten Angriff auf seine Menschlichkeit blieb er doch Mann, und bewies so durch sein Benehmen, daß derjenige, der sich gewöhnt hat, vernünftig zu handeln, seine Geistesgegenwart niemals verliert. Denn, obgleich seine Pulse noch kochten, und seine Brust ungestüm schlug, so näherte er sich doch mit gesetztem Schritte seiner Gattin und Bergern, und grüßte sie zwar ernsthaft, aber nicht unfreundlich.

Elise schlug die Augen, wie eine Verbrecherin, nieder, und Bergers Verwirrung war so

groß, daß er bey Felsern vorbey nach der Thüre zu taumelte. Da jedoch sein Versuch zu entschlüpfen ihm mißlang, weil ihm Felser den Ausgang vertrat, so blieb er zitternd und bleich vor ihm stehen, wie ein Angeklagter, der sich nicht rechtfertigen kann vor seinem Richter.

Es muß mich freylich befremden — sagte Robert mit gesetztem Tone — Sie mit meiner Frau in einer so zweydeutigen Unterhaltung begriffen zu finden, und ich hätte fast darüber die Absicht meiner jetzigen ungewöhnlich frühen Zurückkunft vergessen. Erfahrung lehrt mich jedoch, daß auch der verdächtigste Schein trügen kann, und ich will gern in diesem Sinne ein Betrogener seyn.

Berger. Nein, entschuldigen Sie mich nicht! Ich bin ein strafbarer, verachtungswürdiger Mensch.

Robert (nach einer Pause der Erholung). Das thut mir leid. — Doch, ich kam nicht, um Sie zu belauschen, und Ihnen ein so demüthigendes Geständniß abzunöthigen. Ich wollte vielmehr Ihnen Freude machen, und mich mit Ihnen freuen. Der Graf Sonnenstern hat seinen Unterthanen einen neuen Beweis seiner väterlichen Liebe

gegeben, indem er Sie (Bergern das Papier überreichend) zum Justizbeamten für seine Herrschaft ernennt hat.

Berger (in äußerster Verwunderung). Mich? Ohne daß ich mich darum bewarb?

Felser. Ihr jährliches Einkommen beläuft sich gewiß auf Achthundert.

Elise (Mit zweydeutigem Ausdruck). Mann, das hast Du bewirkt, und kein Andrer.

Felser. Dein Freund verdankt diesen Ruf, wenn er ihn anders dankenswerth findet, dem empfehlenden Zeugniß der Unparthеylichkeit.

Elise. Ach! Trennung wäre doch besser gewesen.

Robert. Erkennst Du dich etwa auch für strafbar und verachtungswürdig?

Elise. Ich kann Dir nicht anders erscheinen. Auch schmeichle ich mir selbst nicht, unschuldig zu seyn.

Robert (mit verbißnem Schmerze). Nun, dann ists zur Trennung noch Zeit. — Für mich freylich die schrecklichste!

Berger (das durchgelesene Papier wieder zusammenschlagend). Sie haben es wahrlich! sehr gut mit mir gemeynt, und ich würde glücklich

seyn, wenn ich den Ruf, den Sie mir ausgewirkt haben, annehmen könnte.

Robert. Sie können dieß ohne alles Bedenken.

Berger. Nein, Sie glaubten gewiß nicht, sich für einen Unwürdigen zu verwenden.

Robert. Meine Pflicht, Andern zu nützen, ist von meinem persönlichen Interesse unabhängig.

Berger. Haben Sie die Güte, dem Grafen zurückzugeben, was ich ohne Sie nicht würde erhalten haben.

Felser (nach kurzer Ueberlegung). Wohl! ich verstehe mich dazu, aber nicht eher, als nach einer Unterredung unter vier Augen.

Berger. Die wird mich schwerlich vor Ihnen und noch weniger vor mir selbst rechtfertigen.

Robert. Ich wünsche und erwarte von Ihnen nur Wahrheit.

Berger. Wahrheit, und, so weit ichs vermag, auch Genugthuung.

Robert. So kommen Sie auf mein Zimmer. Mit Dir, Elise, werd' ich hernach sprechen.

Elise näherte sich ihrem Gatten, und wollte sprechen; aber Thränen erstickten ihren ersten Laut, und Robert verließ sie mit einem Händedruck, der den Wunsch ausdrückte: O daß Du noch rein wärest!

Die erste Frage, die Robert bey seinem richterlichen Verhör dem Inculpaten vorlegte, war diese: Ob Berger mit Elisen seine Abwesenheit schon öfterer zu so anstößigen Vertraulichkeiten benutzt habe?

Berger versicherte: es sey der erste und wirklich auch der letzte Kuß gewesen, den er von Elisen erbeten habe; denn es sey der Kuß des Abschieds gewesen.

Des Abschieds? — fragte Robert verwundert — Berger, ist auch hier die Wahrheit auf Ihrer Seite?

Ja, so unwahrscheinlich Ihnen dieß vorkommen mag — war Bergers Antwort — so ist es doch so. Wären Sie erst zu Ihrer gewöhnlichen Zeit zurückgekommen, so hätten Sie mich in Ruhthal nicht mehr gefunden.

Robert. Was konnte Sie aber zu diesem Entschluß bestimmen?

Berger. Nur meine Strafbarkeit, die ich

mir nicht länger verbergen kann. Umsonst hab' ich meine Leidenschaft für Elisen bekämpft; sie glüht heimlich fort, und wütet nur desto heftiger. Sie verdienen, in Ihrem Hause ganz glücklich zu seyn, und ich kann mir es doch nicht verbergen, daß ich Ihren Frieden gestört habe, und so lang' ich hier bin, noch immer fort störe.

Robert. Sie schienen mir seit einiger Zeit so beruhigt, daß ich für meinen häuslichen Frieden nichts von Ihnen fürchten konnte.

Berger. Es war nur Zwang, den ich mir auflegte, um besser zu scheinen, als ich war.

Robert. Haben Sie das, was Sie mir jetzt gestehen, Elisen schon früher gestanden?

Berger. Nur erst vorhin bey meinem Abschiede.

Robert. Und den Freund wollten Sie heimlich verlassen?

Berger. Weil ich mich meiner Schwäche vor Ihnen schämte, und weil ich meinen Vorsatz der Trennung nicht noch einmal aufgeben wollte. Fast hätten Elisens Zuredungen mich wankend gemacht; was würde ich gegen die Stärke männlicher Vorstellungen vermocht haben?

Robert (mit prüfendem Blick und Ton).

Man nimmt freylich nicht für gewöhnlich in der Stellung Abschied, in welcher ich Sie vor Elisen erblickte.

Berger. Sie würde Ihnen weniger anstößig vorkommen, wenn sie Zeuge von Elisens Widerstande gewesen wären. Sie wollte mich durchaus nicht eher entlassen, als bis Sie würden zurückgekehrt seyn. Diese beharrliche Weigerung trieb mich endlich dahin, sie um den Kuß des Lebewohls fußfällig zu beschwören, und da sie bewegt war, da sie mit thränenvollen Blicken sich zu mir herabneigte; — da ergriff mich die unbändige Leidenschaft, und in meinem Taumel entweiht' ich ihre zitternden Lippen mit strafbaren Küssen.

Robert. Ihre Selbstanklage ist weit mehr einer Vertheidigung ähnlich.

Berger. Nein, bey Gott! das soll sie nicht seyn. Ich fühle die ganze Größe meines Vergehens, und ich fühle sogar, daß ich in jenen gefährlichen Augenblicken noch größrer Vergehungen fähig gewesen wäre, hätte mich nicht die Scheu vor Elisens Tugend noch im Zaume gehalten.

Robert. Dann sind Sie freylich der beleidigten Ehre des Gatten Genugthuung schuldig.

Berger. Ich bin auf der Stelle dazu bereit.

Das Leben hat ohnehin für mich keinen Werth mehr.

Robert. So bleiben Sie einstweilen hier; ich komme bald wieder zurück.

Berger. O! ich werde Ihnen gewiß nicht entwischen.

Robert gieng zu Elisen, die er noch in Thränen fand, obgleich Rosa auf ihren Armen spielte, und sich scherzhaft in ihrem Busen versteckte. Doch flößte ihr seine Freundlichkeit Muth ein, und mit ungekünstelter Offenheit erzählte sie ihm die Veranlassung zu dem anstößigen Auftritt grade so, wie Berger sie ihm dargestellt hatte. Nichts desto weniger machte sie sich Vorwürfe, daß sie von Rührung und Mitleid sich habe hinreißen lassen, Bergers stürmischem Andringen nachzugeben, und der Richter mußte jetzt selbst zur Beruhigung ihres allzu empfindlichen Gewissens die Rolle des Vertheidigers übernehmen.

Robert fand hier durch seine eigne Erfahrung bestätigt, daß die Kennzeichen der Verschuldung oft trügerisch sind, und daß ein treues Weib von zarter Empfindung über einen gegebenen Schein der Untreue eben so bestürzt und verlegen seyn kann, als ein treuloses Weib, wenn sie auf

einer wirklichen Ausschweifung ertappt wird. Wie herzlich froh war er daher über sich selbst, daß er sich von der ersten Aufwallung seines gereizten Gefühls zu keiner Uebereilung hatte hinreissen lassen. Denn gesetzt, er hätte die Verdächtigen mit Vorwürfen und Schmähungen überhäuft, und sie dann ohne alle Untersuchung in Zorn und Aufruhr verlassen; wie leicht hätte das, außer andern schädlichen Folgen, die zarten Saiten von Elisens Charakter verstimmen und nächst dem erbitternden Gefühl der selbst erlittenen Ungerechtigkeit sie zugleich dahin bringen können, ihren Mitverurtheilten als einen Märtyrer seiner unglücklichen Liebe anzusehen; — eine Vorstellung, die schon oft für die weibliche Empfindsamkeit verführerisch war! Und wie schwer würde es dann auch Felsern geworden seyn, sich von der Wahrheit so zu überzeugen, daß ihm nicht die Ausflucht eines verabredeten Vorwands zurückgeblieben wäre.

Ja, nur seiner Fassung, die er in einer Lage behauptete, wo der Mann von Ehrgefühl so leicht außer Fassung kommt; nur dieser verdankte es Robert, daß er Bergern billig richten und Elisen freysprechen konnte. Das Letztere hatte er schon gethan, und zugleich Elisen durch eine

heiße Umarmung fühlen lassen, daß ihm sein los=sprechendes Urtheil von Herzen gehe. In Hinsicht des Erstern wollte er lieber zu Viel als zu Wenig thun, um vielleicht grade dadurch den Zweck zu erreichen, den alle bisherigen Versuche, Bergern von seiner Leidenschaft zu heilen, nicht hatten erreichen können. Ja, er hoffte sogar, daß sie nach jenem stürmischen Ausbruch sich in eben dem Maaße besänftigen werde, wie das Blut eines Fieberkranken nach einem heftigen Paroxismus sich abkühlt.

Berger schien im Ernste erwartet zu haben, daß Felser Degen oder Pistolen mitbringen würde; wenigstens konnte man dieß aus seiner verwunderungsvollen Miene schließen, da Felser unbewaffnet zurückkam.

Nun, lieber Freund, — sagte Robert — Sie haben meiner beleidigten Ehre Genugthuung versprochen, und ich komme jetzt, Sie bey Ihrem Worte zu halten.

Berger. Ich bin zu der strengsten erbböthig.

Robert. Doch giebt es verschiedene Arten der Genugthuung. Wollen Sie auch in jede, die mir gefallen wird, eingehen?

Berger. Ohne Ausnahme in jede.

Robert. Ihre Hand drauf.

Berger. Wort und Hand, daß ich nicht zurücktrete.

Robert. Nun, so nehmen Sie den Ruf an, den ich Ihnen vorhin überbracht habe, und morgen beziehen Sie das Justizhaus in Hoheneichen.

Berger. Wie? Das wollen Sie für Genugthuung rechnen?

Robert. Ich verlange nur diese, und — (seine Hand fassend) wenn es möglich ist — Ihre Freundschaft.

Berger. Gott! was sind Sie für ein Mann. Sie wollen mich sogar zwingen, Wohlthaten von Ihnen anzunehmen, deren ich mich unwürdig gemacht habe.

Robert. Ich habe gegen Sie Verbindlichkeiten, die ich nie abtragen kann. Durch Ihren frühern Umgang mit Elisen haben Sie viel zu der edlen Bildung beygetragen, die mein Herz für sie einnahm, und jetzt die Quelle meiner häuslichen Glückseligkeit ist. Es würde mir sehr weh thun, wenn Sie meinen guten Willen, mich dankbar zu beweisen, verschmähten. Ein Wirkungskreis ist Ihnen geöffnet, wo Sie unendlich viel Gutes stif-

ten können. Nehmen Sie das für Ersatz des unersetzlichen an. Auch ich habe manche Feindseligkeit des Schicksals ausgehalten, und manchen harten Kampf mit meinem Herzen gekämpft, eh' mir das Loos, um das Sie mich glücklich preisen, zu Theil ward, und wer weiß, was mir noch in diesem veränderlichen Leben bevorsteht? Arbeiten Sie gegen die Leidenschaft, die Sie selbst strafbar finden, nur muthig fort, und Sie werden gewiß endlich den Sieg erlangen, der Ihnen so schwer fällt. Sie haben schon bisher ein edles Vergnügen darin gefunden, die Rechte der gekränkten Unschuld zu vertheidigen, mit Hintansetzung ihres eignen Vortheils den Armen und Bedrängten zu helfen: — o welch ein reicher Stoff zu diesem wahrhaft göttlichen Genuß bietet sich Ihnen auf diesem Platze dar, wo vor Ihnen ein unredlicher, eigennütziger und partheyischer Mann stand. Wie leicht wird es Ihnen werden, die allgemeine Achtung und Liebe zu gewinnen, wenn Sie nach den Grundsäzzen verfahren, die Ihre bisherige Handlungsweise bestimmten. Und Sie wollten aus Verdruß, daß ein kleiner Theil Ihrer Saat von einer Hagelwolke zerstört ward, die ganze übrige schöne Erndte im Stich lassen?

Berger steht in sich versunken.

Robert. Sie überlegen? O dann ists gewiß, daß Sie einsehen werden, was Ihre Pflicht ist.

Berger. Ja, ich will gegen Ihre Güte nicht undankbar seyn. Sie haben über mich gewonnen, was ich mir selbst nicht gewinnen konnte: Vertrauen und Muth.

Robert. Wohl mir und Ihnen, wenn das der Zuspruch der Freundschaft vermochte! Sie werden dann noch ein glücklicher Mann werden, und wer wird sich inniger darüber freuen, als ich und Elise?

Berger (mit Wärme). O fügen Sie doch zu der Menge von Freundschaftsbeweisen, die Sie mir gegeben haben, noch den hinzu, daß Sie meine Verirrung gütig entschuldigen. Ich selbst weiß nichts zu ihrer Entschuldigung aufzubringen, als die Geschäftslosigkeit, die meine Leidenschaft so unglücklich nährte.

Robert. Gern hätte ich Sie schon früher in einen thätigen Zustand versetzt, wenn dieß ganz und allein von mir abgehangen hätte. Uebrigens betrachte ich den heutigen Vorfall als die geheime Veranstaltung eines weisen und guten Genius, un-

sre Herzen einander näher zu bringen, und ich brauche das nicht zu entschuldigen, was zu dieser glücklichen Vereinigung nothwendig war.

Berger. So helfen Sie mir wenigstens Ellisen bitten, daß sie mir die bittern Augenblicke verzeihe, die ich ihr durch meine Uebereilung bereitet habe.

Robert. Sie wird Ihnen auch ohne diese Bitte stets eine warme, theilnehmende Freundin seyn.

Berger stattete noch an diesem Tage dem Grafen für das ihm anvertraute Amt seinen aufrichtigen Dank ab, und trat es am folgenden mit dem Eifer und der Entschlossenheit an, zu welcher ihn der kräftige Einspruch seines wackern Freundes begeistert hatte. Er gewann bald durch seine Unpartheylichkeit Achtung und Ansehen, durch seine Sanftmuth, Wohlwollen und Liebe. Manchen Zwist unter Einzelnen legte er durch gütlichen Zuspruch bey, und sah oft den Kläger mit dem Verklagten freundschaftlich nach Hause gehen. In seinen Urtheilen ließ er nicht den bloßen Buchstaben des Gesetzes, sondern auch Erziehung, Umstände und Verhältnisse sprechen, und maß die aufzulegende Strafe mehr nach dem Grade der innern Verschul-

dung, als nach der äußerlichen Größe der Verge- hung ab. In seiner Sporteltaxe ließ er die Bil- ligkeit häufige Abweichungen von der Vorschrift und Observanz machen, und die höchste Behörde brauchte seine Liquidationen nicht erst zu moderiren, weil sie schon mäßig genug waren. Den herr- schaftlichen Verfügungen verschaffte er bey den Un- terthanen eine willige Aufnahme, dadurch, daß er sie von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der- selben belehrte, und er lößte so durch sein Beyspiel das schwürige Problem auf, wie ein Justizverwal- ter bey dem Gerichtsherrn und seinen Unterthanen zugleich beliebt seyn kann.

Die überhäuften Arbeiten, denen er sich beson- ders im Anfange unterziehen mußte, um die unter Rabens eigennütziger Amtsführung eingerissenen Unordnungen abzustellen, und Alles in das gehö- rige Gleis zu bringen, erlaubten ihm wirklich nur sparsame Besuche in Ruhthal; indeß würden sie doch vielleicht öfterer erfolgt seyn, wenn ihn nicht eine gewisse vorsichtige Schüchternheit davon ab- gehalten hätte. Er fühlte, wenn er Elisen sah, immer noch etwas, das mehr als bloß freundschaft- liche Zuneigung war, und er glaubte dann immer in Felsers Augen einen verdienten Vorwurf des

Undanks zu lesen. Um sich selbst diese unbehagliche Empfindung zu ersparen, und Felsern keine Veranlassung zum Mistrauen zu geben, entzog er sich geflissentlich dem Umgange mit seiner Freundin, und brachte die Stunden der Erholung meist in dem nachbarlichen Pfarrhause zu, dessen gute Bewohner ihn jedesmal freundschaftlich willkommen hießen. Er und Meier lernten sich täglich mehr schätzen und lieben; denn ohngeachtet der Verschiedenheit ihres Standes und Berufs verfolgten Beyde ein Ziel, Beyde strebten mit gleichem Eifer dahin, die Menschen, an die sie mit ihrer Wirksamkeit gewiesen waren, besser und glücklicher zu machen. Robert fühlte sich durch diese freundschaftliche Verbindung unter den Beyden, auf deren Zuneigung er vorzugsweise ein Recht hatte, keineswegs zurückgesetzt; sie entsprach vielmehr ganz seinen Wünschen und Absichten, und er wirkte jetzt für das allgemeine Beste noch feuriger und muthiger, da ihm die Uebereinstimmung zwey gewichtvoller und von ihm selbst für unentbehrlich erkannter Mitarbeiter die Ausführung seiner gemeinnützigen Plane so beträchtlich erleichterte.

Berger fieng nun auch allmählig an zu füh-

len, was er bisher nur erkannt hatte, daß er Ursache habe, mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn; indeß war er immer noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, um eine gewisse Person, die er bey dem öftern und nähern Umgange nach allen ihren schätzbaren Seiten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, seiner besondern Aufmerksamkeit würdig zu finden. Allein jetzt, nachdem er ziemlich ein halbes Jahr in Hoheneichen gelebt hatte, ereignete sich ein Umstand, der ihm diese Person — unsre Leser würden sie leicht errathen, wenn wir ihnen auch nicht sagten, daß Auguste gemeint sey — interessant machte. Sie verfiel nemlich in einen Zustand von Kränklichkeit, dessen sie zwar durchaus nicht geständig war, der sich aber in äußerlichen Symptomen, die sie nicht abläugnen konnte, deutlich verrieth. Ihre blasse Gesichtsfarbe, der matte Blick ihrer Augen, ihre Kraftlosigkeit und Schwäche nach jeder kleinen Arbeit und Anstrengung, und ein gewisser stiller Trübsinn, der mit ihrer vorigen Munterkeit auffallend contrastirte — dieß Alles zeugte von einem geheimen Uebelbefinden, das sie vielleicht nur darum verheimlichte, um ihre Lieben nicht zu beunruhigen. Auch Bergern blieb ihr veränderter Zustand nicht

unbemerkt; ihre Leiden, die sie mit Fleiß zu verbergen schien, bewegten sein Herz zu Gefühlen des Mitleids, und sie gewann grade durch diese Leiden einen größern Reitz für ihn, als sie in den Tagen der blühenden Gesundheit gehabt hatte.

Wir lassen es dahingestellt, ob nicht auch jetzt ein gewisses strafendes Etwas in seinem Innern sich regte, und manche von Augusten ihm geschenkte feine Aufmerksamkeit, die von seiner Seite unerwiedert geblieben war, ihm erinnerlich machte; wenigstens fühlte er sich ihretwegen sehr unruhig, und er selbst vereinigte sich mit den Bitten ihrer zärtlich besorgten Schwester, daß sie doch dem freundschaftlichen Arzte sich entdecken und seine Rathschläge annehmen möchte. Ob sie nun gleich bey ihrer Versicherung, daß sie über kein bemerkliches Uebel klagen könne, beharrte, so ersuchte er dennoch Felsern in seinem und Meiers Namen, nach Hoheneichen zu kommen, und die bedenkliche Veränderung, die mit Augusten vorgegangen sey, zu beurtheilen.

Felser war durch auswärtige Berufsgeschäfte eine Zeitlang abgehalten worden, seine Hoheneichner Freunde zu besuchen, und diese hatten wegen der übeln Witterung, die der Uebergang des

Winters zum Frühlinge gemeiniglich mit sich führt, ihn eben so lange nicht in Ruhthal besuchen können. So wenig daher Felser auf die erhaltene Nachricht vorbereitet seyn konnte, so kam sie ihm doch nicht sehr überraschend; denn er hatte schon früher, als Alle, an Augusten eine Veränderung bemerkt, die ihn für ihre Gesundheit besorgt machte.

Von Pflicht- und Freundschaftsgefühl in gleichem Maaße getrieben eilte er nun zu der räthselhaften Patientin, jedoch mit sehr schwacher Hoffnung, daß seine Kunst zu ihrer Wiederherstellung hinreichend seyn werde. Daß er nicht zu Augusten als berufner Arzt kam, versteht sich von selbst; er hatte Geschäfte in Hoheneichen, und stattete bey dieser Gelegenheit seinen Freunden einen Besuch ab. Nur mit Mühe konnte er bey Augustens Anblick seine Bestürzung verbergen, denn er fand sie in einem Grade verändert, wie er es kaum möglich geglaubt hatte, und sie mußte, nach seinem Urtheile, schon sehr viel gelitten haben, da die Wirkungen ihres verheimlichten Uebels schon so auffallend sichtbar waren. Ueberdieß bemerkte Robert bey dem herzlichen Gruße, den er ihr in die Hand drückte, eine gewisse Schüchternheit,

die ihr sonst fremd war, und bey der fortgesetzten Unterhaltung eine ängstliche Bedächtigkeit, die sehr von ihrer vormaligen Unbefangenheit abstach. Mehr brauchte es für den Scharfsichtigen nicht, um versichert zu seyn, daß nicht ein bloß körperliches Leiden ihre Augen getrübt und ihre Wangen gebleicht habe. Er verschwieg jedoch für jetzt noch den Ihrigen das Resultat seiner Bemerkung, und beruhigte sie mit dem Versprechen, Augusten eine Frühlingskur zu verordnen, die ihr gewiß zuträglich seyn würde. Im Stillen dachte Robert nur auf eine schickliche Gelegenheit, sie ohne Zeugen zu sprechen, und die fand sich, wie er sie wünschte, noch an dem nemlichen Tage.

Auguste hatte sich bald nach Roberts Eintritt von dem vertraulichen Zirkel getrennt, und Robert sah sie jetzt durchs Fenster in der Ferne des Gartens herumschleichen. „Auguste — sagte er, auf sie hinzeigend — scheint die Einsamkeit zu lieben.“

„Das ist jetzt immer so ihre Art, und Sie wissen, wie sie sonst war“ — erwiderte die Pfarrerin.

Robert. Ich möcht' ihr fast nachgehen.

Vielleicht bring' ich mehr aus ihr, wenn sie mit mir allein ist.

Meier. Ja, Freund, ich bin selbst Deiner Meinung. Sie fühlt gewiß mehr, als sie gesteht.

Wilhelmine. Was es auch sey, so ist es doch gewiß nichts, das ihr und uns zur Schande gereicht.

Robert. Nein, das fürcht' ich auch nicht; indeß ist es doch vielleicht etwas, das der Arzt nothwendig berücksichtigen muß.

Robert näherte sich unbemerkt Augusten, als sie eben ein frühes Veilchen aus dem Grase heraussuchte, das sie wehmüthig anblickte, und mit einer verrätherischen Thräne in ihrem Busen verbarg. So wie sie Felsern gewahr ward, erzitterte sie, gleich als hätte sie ein strafbares Geheimniß vor ihm laut werden lassen. — Ungewiß, ob sie fliehen oder bleiben sollte, sammelte sie sich doch auf Roberts freundlichen Zuruf, und ob sie gleich anfangs gegen ihn eben so versteckt und zurückhaltend war, als gegen ihre nächsten Verwandten, so konnte sie doch endlich der ihm eignen Geschicklichkeit, verschloßne Herzen zu öffnen, nicht widerstehen.

Galt vielleicht jene Thräne, die ich vorhin belauschte — so fragte Robert als Auguste schon zutraulicher geworden war — galt sie vielleicht einem Geliebten, dem Sie vor allen Andern die Erstlinge des Frühlings schenken würden, wenn er für so eine Gabe von ihren Händen Gefühl hätte?

Gott! woher nehmen Sie diesen Argwohn? rief sie erschüttert.

Robert. Niemand hat mich dazu veranlaßt. Selbst Ihr guter Bruder und Ihre zärtliche Schwester haben noch keine Ahndung von dem, was ich in Ihren Augen lese. Aber ich beschwöre Sie um Ihrer eignen Ruhe willen: theilen Sie mir das Geheimniß Ihres Herzens aufrichtig mit. Ich werde wahrlich! Ihr Zutrauen nicht misbrauchen, und Sie werden weniger leiden, wenn ein gefühlvoller Freund Ihre Leiden zu den seinigen macht.

Auguste. Ach! ich bin ja nie wissentlich von dem Gleise der Tugend gewichen. Unschuld war immer mein größter und einziger Reichthum.

Robert. Und sind Sie nicht noch im Besitz dieses köstlichen Reichthums? O! die schlaue Liebe weiß den Weg auch in reine Herzen zu finden,

und gemeiniglich wüthet sie da am grausamsten, weil sie an der Tugend eine mächtige Gegnerin findet. Ich kenne die Schmerzen der unerwiederten Liebe, und habe sie selbst empfunden. Auguste darf sich also nicht schämen, mir ein Gefühl zu gestehen, das unwillkührlich in Ihrem Herzen entstand, und das zu ersticken nicht in Ihrer Gewalt steht.

Auguste. Ach! Felser, wissen Sie auch, daß Sie selbst in gewissem Betracht der Urheber meines zerstörten Friedens sind?

Robert. Auch das hab' ich geahnet, und grade das thut mir am meisten weh, ob ich mir gleich des besten Willens bewußt bin.

Auguste. Nein, Sie konnten ja nicht die Verirrung meines schwachen Herzens voraussehen.

Robert. Ich hoffte sein Herz für Sie zu erwärmen, und das Ihrige für ihn zu gewinnen. So übel schlägt manchmal unser Gutmeinen aus.

Auguste (mit Heftigkeit). Felser, um Gotteswillen! verrathen Sie mich nicht. Ich will lieber sterben, als den Gefühllosen wissen lassen, was ich um ihn leide.

Robert. Aber, ist denn seine Gefühllosigkeit für Sie völlig entschieden? Kann er nicht viel-

leicht nur schüchtern und zurückhaltend seyn? Wenigstens sah ich ihn doch nie gegen Sie unfreundlich.

Auguste. Ach! wär' er doch immer gegen mich finster und mürrisch gewesen! Eben seine Freundlichkeit hat ihn meinem Herzen so theuer gemacht.

Robert. So haben Sie auch keine Ursache, ihn für gefühllos zu halten, wenn ich auch zugebe, daß er nicht so schwärmerisch für Sie fühlt, wie Sie für ihn.

Auguste. O das ist es ja eben, was mich unglücklich macht, daß ich ihm nie werden kann, was er mir ist.

Robert. Von dem ernsthaften Manne können Sie nicht verlangen, daß er lieben soll, wie ein feuriger Jüngling. Seyn Sie zufrieden, wenn er ihr warmer, herzlicher Freund wird, und ich habe Grund zu glauben, daß er dieß schon jetzt sey. (Auguste horcht mit gespannter Aufmerksamkeit). Seine Besorgniß für ihre Gesundheit —

Auguste. Ist doch nichts weiter, als menschenfreundliches Mitleid.

Robert. Aber doch von ausgezeichneter

Stärke; vielleicht die Wirkung einer geheimen Zuneigung, deren er sich selbst noch nicht deutlich bewußt ist. Ohne Zweifel dachte er unter der Last seiner bisherigen Amtsgeschäfte noch nicht an die Wahl einer holden Gefährtin. Er fand Alles in einer solchen Verfassung, daß er sich seinem Berufe mit ausschließendem Eifer widmen mußte; aber das wird nicht immer so bleiben; er wird nach und nach in Ordnung und Ruhe kommen, und dann —

Auguste. Dann wird er sich eine Frau nehmen, die reich und schön und seiner würdiger ist, als die arme, einfältige Auguste. Wohl! er finde sie, und sie liebe ihn, wie das ungeliebte, verachtete Mädchen, das für ihre Thorheit dann wird ausgebüßt haben.

Robert. Er wird sich nach einer Gattin umsehen, die verständig und gut und ihm von Herzen geneigt ist; und sollt' er die wohl in der Ferne suchen, die ihm so nah' ist? Er wird freylich nur ruhige Liebe, nur warme, zärtliche Freundschaft anbieten können, aber das vernünftige Mädchen wird diese gewiß der brausenden Leidenschaft, deren Rausch oft so bald verfliegt, vorziehen.

Auguste. Warum wollen Sie mir mit eiteln Hoffnungen schmeicheln?

Robert. Nein, das will ich nicht, liebe Freundin; ich würde Sie vielmehr, wenn Sie sich selbst mit Hoffnung schmeichelten, davon abzuziehen suchen. Nur Ihrer ungegründeten Hoffnungslosigkeit wollt' ich begegnen; nur das von Ihnen gewinnen, daß Sie nicht von der Gegenwart forderten, was Sie allein von der Zukunft erwarten können. Ihr jetziger Gemüthszustand bedarf noch der Hoffnung; warum wollten Sie sich derselben eigensinnig berauben? Nach und nach wird sich Ihr heißes Blut abkühlen; Sie werden lernen entsagen und auf Gegenliebe Verzicht leisten, — und wohl dann Ihrem Herzen, wenn es zu seiner Beruhigung nicht mehr der trügerischen Hoffnung bedürfen wird.

Auguste. Ich verstehe Ihren Wink, und will gewiß mit meiner ganzen schwachen Kraft nach dem Siege ringen, der mir jetzt kaum möglich scheint. Schon manchmal faßt' ich heimlich den Entschluß, mich um seinetwillen von meiner guten Schwester zu trennen, und an meinen vorigen Wohnort zurückzukehren. Ich hofft' ihn so leichter zu vergessen, wenn ich ihn nicht mehr

sähe; aber Schaam und Liebe hält mich mit vereinigter Gewalt davon ab. Ich liebe ihn zu sehr, um ohne ihn leben zu können, und fürchte das Geheimniß zu verrathen, das nach meinem Willen mit mir sterben sollte.

Robert. Nein, bleiben Sie immer in unsrer traulichen Mitte, und gönnen Sie Ihrem wunden Herzen den lindernden Balsam des freundschaftlichen Mitgefühls.

Auguste. Ja, ich fühle es, mein Herz ist schon leichter geworden, da ich es vor Ihnen ausgeschüttet habe. Könnten Sie doch immer bey mir seyn mit Ihrer aufmunternden Zusprache! Wie sehr würde mir das die Selbstbeherrschung erleichtern, die mir so schwer fällt.

Robert. Ich werde Sie so oft besuchen, als es nur mein geschäftsvoller Beruf mir erlaubt. Ihre Gesundheit hat wirklich durch den verschwiegenen Kummer sichtbar gelitten, und man wird um so weniger in dem Besuche des Arztes etwas Verdächtiges finden. Indeß sollten Sie doch die Ursache ihres Trübsinns wenigstens Ihrer zärtlichen Schwester nicht verbergen.

Auguste. Nein, ich darf es nicht wagen, mich ihr zu entdecken, die aus allzugroßer Zärt-

lichkeit mich verrathen und meine Ehre preiß geben würde. Suchen Sie nur die gute Schwester wegen meiner Gesundheit zu beruhigen, und vergessen Sie nicht, daß ich auf Ihre Verschwiegenheit ein unbeschränktes Vertrauen gesetzt habe.

Robert. Seyn Sie fest versichert, daß ich Ihre Ehre, die Sie mit Recht so sorgsam bewahren, nicht preiß geben werde.

Robert versprach hiermit Augusten gerade so viel, als er halten konnte und wollte, und es blieb ihm dabey unbenommen, von ihrer vertraulichen Mittheilung einen edlen und zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Mit der ihm eignen Gewandheit und Feinheit konnte er dieß thun, ohne das ihm anvertraute Geheimniß indiskret auszuplaudern, und wir wissen schon, daß es nicht in seinem Charakter lag, Zeit und Gelegenheit zu versäumen. Er wirkte immer auf der Stelle, wenn ihn Menschenpflicht zur Wirksamkeit aufforderte. Daher hielt er sich auch nicht lange bey Meiers auf, als er sich von Augusten getrennt hatte, und sagte ihnen nur mit wenig Worten, daß es ihm bey der nähern Beobachtung gelungen sey, den Sitz ihrer Krankheit zu entdecken, und daß

er die beste Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung habe.

Meiers Ahndung begegnete denn freylich seiner Entdeckung, aber die beiden Freunde verstanden sich, ohne daß es erst einer deutlichern Erklärung bedurfte, und ein einziger Wink war für Meiern bestimmend, das Errathene in seiner Brust zu verschließen.

Kaum war Felser aus dem Pfarrhofe in die lachende Doppelreihe blüthenreicher Fruchtbäume getreten, zu deren Anpflanzung er die Hoheneichner schon im ersten Jahre seiner Mitbürgerschaft veranlaßt hatte, als er Bergern, den er so eben in seiner Wohnung besuchen wollte, mit schnellen Schritten auf sich zukommen sah. Berger hatte aus seinem Arbeitszimmer, das über mehrere Gärten hinweg die Aussicht bis in den Pfarrgarten hatte, Felsern mit Augusten herumgehen sehen, und es war ihm daran gelegen, zu wissen, was ihr denn eigentlich fehle. Ungewiß, ob Felser selbst ihn davon benachrichtigen würde, trennte er sich von einer ziemlich dringenden Arbeit, um ihn, dessen Geschäfte gemeiniglich noch dringender waren, sich nicht entwischen zu lassen.

Robert bemerkte in dem ersten Augenblicke

seiner Zusammenkunft mit Bergern an ihm eine gewisse herzliche Offenheit, die von seiner bisherigen schüchternen Zurückhaltung sehr angenehm abstach, und nach einem ganz natürlichen Zusammenhange glaubte er darin für den angelegentlichen Wunsch, den er jetzt hegte, eine günstige Vorbedeutung zu finden. — Der einsichtsvolle Arzt und der scharfsichtige Menschenkenner haben das mit einander gemein, daß sie die wechselseitige Verbindung zwischen innerlichen Zuständen und äußerlichen Symptomen auch dann wahrnehmen, wenn sie bloß mittelbar ist, und sonach das Unsichtbare eben so richtig beurtheilen, als ob es sichtbar vor ihnen da läge. So lange Berger noch schwärmerisch an seinem Idol hieng, waren seine freundschaftlichen Aeußerungen gegen Felsern immer kalt und gezwungen; jetzt eilte er ihm mit ungekünstelter Wärme in die Arme, drückte ihn mit brüderlicher Innigkeit an seine Brust; sollte sich also nicht vermuthen lassen, daß seine Leidenschaft abgekühlt und sein Herz für sanftere Gefühle wieder empfänglich und offen sey?

Sein Erstes nach Gruß und Umarmung war die Frage: Wie haben Sie Augusten gefunden?

Robert. Schlimmer, als ich erwartet hatte.

Berger (bestürzt). Aber, mein Gott, was ist ihr nur wiederfahren? Sie war doch sonst die Gesundheit und Munterkeit selbst.

Robert. Krankheiten der Seele greifen auch den Körper an, und zerstören die frische Blüthe des Lebens. Kann die kranke Seele nicht wiederhergestellt werden, so ist auch für den Körper keine Genesung zu hoffen.

Berger. Wie? Sollte dieß bey Augusten der Fall seyn?

Robert. Ich habe allerdings Grund, es zu glauben, und muß daher leider! besorgen, daß ich hier mit meiner Wissenschaft und Erfahrung wenig ausrichten werde.

Berger. Auch Krankheiten und Leiden der Seele sind ja nicht immer unheilbar.

Robert. Wenn Sie das meinen, so verzweifle ich nicht an Augusten. Sie ist ein braves, der zärtlichsten Liebe würdiges Mädchen. Ein Gefühl, das sie nicht kannte, hat sie erst jetzt, aber nur in seinen Schmerzen kennen gelernt. Der Jüngling, der für ein Mädchen entbrennt, gesteht ihr, ohne sich dadurch entehrt zu fühlen, seine

zärtliche Neigung, bestürmt sie mit Schmeicheleyen, Geschenken und Bitten, und so gelingt es ihm mehrentheils, den Trotz der Spröden zu besiegen; aber wie ganz anders ist es mit dem Mädchen, dem die Natur ein fühlendes Herz gab, wenn sie von Liebe für einen Unempfindlichen glüht! Sie darf den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, sey er auch noch so edel und würdig, nicht nennen, ihm mit keinem Laut, keiner Miene verrathen, was sie für ihn empfindet; dieß verbietet ihr der jungfräuliche Anstand, die Schaamhaftigkeit, die ihre Liebe beherrscht, mit unbiegsamer Strenge; sie muß schweigen, und ihre Qualen in sich verschließen, sollte sich auch ihre Lebenskraft dabey aufzehren. Freund, ich brauche Ihnen nicht deutlicher zu erklären, warum ich mir nicht zutraue, Augusten die verlohrne Gesundheit wiederzugeben. Sie hat mir zwar versprochen, daß sie die Arzneymittel, die ich ihr zur körperlichen Stärkung verordnen werde, gebrauchen wolle; ja, sie hat mir sogar noch mehr versprochen: sie will sich Mühe geben, ihre leidenschaftliche Neigung, die sie so unglücklich macht, der Vernunft zu unterwerfen; aber, wie könnte dieß hinreichend seyn, den theilnehmenden Freund zu beruhigen? Und über das

Alles verdient sie doch wohl durch Liebe glücklich zu werden, da sie so ganz geschaffen ist, durch Liebe glücklich zu machen.

Berger (mit dem gehaltenen Tone der Bewegung). Ja, das verdient sie gewiß. — Kennen Sie den Gegenstand ihrer Neigung bestimmt?

Felser. Ich kenne nur Einen, der ihrer würdig ist, und Auguste kann nur den Würdigen lieben.

Berger. Ist aber auch die Unempfindlichkeit dieses Einen völlig entschieden?

Felser. Wenigstens ist sie es für Augusten. Mir hat der Anschein noch nie für überzeugenden Beweis gegolten.

Berger. Das weiß ich, Felser! Das hab' ich selber erfahren. Dank sey es Ihrer edlen Mäßigung, daß Sie auch den verdächtigsten Anschein nicht für Beweis gelten ließen.

Felser. Ich bitte Sie, davon zu schweigen, und ein Andenken, das für Sie schmerzhafter, als für mich ist, nicht zu erneuern.

Berger. Auch für diese Schmerzen habe ich Ursache, dem Himmel und Ihnen zu danken. Ohne die sonderbare Verkettung von Umständen,

die ich jetzt oft mit stiller Bewunderung überschaue, wär' ich nicht dahin gekommen, wo ich bin; das weite Feld gemeinnütziger Thätigkeit, das Sie mir öffneten, wäre mir ohne Zweifel auf immer verschlossen geblieben.

Felser. Ich würde mich eben so sehr freuen, wenn Sie dieß auch ohne Rücksicht auf meinen Beytrag bemerkten. Auch ich erkenne in meinem gelungenen Bestreben, der Menschheit, vorzüglich der schwächern und gedrückten Menschheit nützlich zu werden, eine besondere und von mir selbst unabhängige Zusammenkunft glücklicher Umstände. So unwillkommen mir anfangs Ihre unerwartete Erscheinung seyn mußte, so verdanke ich es doch gerade dieser, daß der wichtige Posten, den Sie bekleiden, mit einem Manne besetzt ward, der eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe mit menschenfreundlicher Nachsicht und patriotischem Gemeingeist verbindet. Sie haben in der kurzen Zeit Ihres Wirkens auf diesem Platze schon viel über die Herzen gewonnen. Möge es Ihnen gelingen, sich Alle verbindlich und — alle trüben Augen heiter zu machen!

Berger. Alle? Das ist viel.

Felser. Versteht sich, wo möglich.

Berger. Sind Sie mit mir zufrieden, wenn es für jetzt auch nur zwey wären?

Felser. (mit inniger Freude). Berger, versteh' ich Sie recht?

Berger. Sie sind von Ihrer Patientin abwesend, und überdieß sind Sie hier selbst, was Sie sonst nie nöthig haben, gegen Ihre Kunst mistrauisch....

Robert. Wohl! ich vertraue Ihnen meine theure Kranke ganz an.

Berger (lächelnd). Sie sollten die medizinische Pfuscherey nicht so begünstigen.

Robert. In diesem Falle sind Sie gewiß mein Meister. Darf ich Ihnen jedoch ein Rezept vorschlagen, so heißt dasselbe mit zwey Worten: Vorsicht und Wahrheit.

Berger. Ich finde das Eine eben so nöthig, als mir das Andere leicht seyn wird.

Robert. So wünsch' ich Ihnen im Voraus Glück; denn Sie werden belohnt werden, wie noch kein Arzt jemals belohnt ward.

Berger. Sie kommen doch bald wieder zu uns?

Robert. Ich sah heute Augusten ein Veilchen pflücken, es mit Thränen benetzen und in ih=

rem Busen verbergen. So belauscht' ich sie, und zugleich ihr Geheimniß. Bald vielleicht pflückt sie Rosen, um jenes Haus (auf Bergers Wohnung zeigend) damit zu bestreuen, und dann komm' ich oft mit Elisen, um Ihre häuslichen Freuden mitzugenießen.

Voll heitrer Aussichten und Hoffnungen kehrte Robert nach Ruhthal zurück, und Berger gieng, wie ein Träumender, fort nach dem Pfarrhofe, den er schon oft, aber noch nie in so einer Stimmung, wie dießmal, besucht hatte. Diese Stimmung war eigentlich wehmüthig süß; ein Bedauern des aus Liebe leidenden Mädchens, und doch zugleich ein Vergnügen, daß er es war, um dessentwillen sie litt.

Die Männer lieben oft nur aus Eitelkeit; von einem holden, reizenden Geschöpf sich allen vorgezogen zu sehen, ist ihrem Ehrgeize schmeichelhaft und sie bilden sich ein, wieder zu lieben, anstatt sie eigentlich nur sich selbst lieben. Doch mischt sich bisweilen jener Eitelkeit ein gewisses Pflichtgefühl der Erkenntlichkeit bey — wie denn immer der Menschheit bessrer Genius das Unlautre reinigt, und das Schlechte veredelt; — man erkennt es für unbillig, eine so entgegenkommende Liebe

nicht durch Gegenliebe zu lohnen, und so geht das in seinem Ursprunge nicht ganz reine und ächte Gefühl des Wohlbehagens in wahre Liebe und herzliche Zuneigung über.

Wir wollen gern zugestehen, daß Berger von jener erwähnten Männerschwäche nicht frey war, und es daraus erklären lassen, daß Auguste jetzt für ihn weit interessanter und reizender ward; indeß hatte er sie doch wirklich schon wegen ihrer guten Eigenschaften, und besonders ihrer häuslichen Tugenden wegen aufrichtig geschätzt; er hatte schon zu der Zeit, als noch seine schwärmerische Anhänglichkeit an Elisen ihn für alle andere weiblichen Reize blind und gefühllos machte, von Augusten zugeben müssen, daß sie ein liebenswürdiges Mädchen sey, und in jeder Hinsicht fähig, einen Mann zu beglücken. Daher gewann sie jetzt auf einmal so viel über ihn, daß er sich augenblicklich bestimmte, das Loos seiner künftigen Tage mit ihr zu theilen. Sie sollte die Ruhe, die sie durch ihn verlohren hatte, auch durch ihn wieder erhalten; sie sollte angenehm überzeugt werden, daß es kein unempfindlicher sey, dem sich ihr gefühlvolles Herz zugewandt hatte.

Aber freylich mußte er sich jetzt gegen Augusten mit der feinsten Schonung und Vorsicht benehmen, um nicht bey ihr den Verdacht zu erregen, daß ihn bloß Mitleid bewogen habe, sie mit seiner Hand glücklich zu machen. Ein solcher Verdacht würde das Glück der feinfühlenden Auguste auf immer zerstört haben; sie würde bey ihrem hohen Ideal von Gegenliebe sich durchaus nicht haben entschließen können, von der Großmuth des Geliebten ein Opfer oder ein Geschenk anzunehmen.

Daß es Bergern gelang, diesem Verdacht auszuweichen, und Augusten von der Wahrheit seiner Zuneigung zu überzeugen, war nicht bloß sein eignes Verdienst. Robert hatte schon Augusten für die Vorstellung gewonnen, daß Berger vielleicht nicht so gleichgültig gegen sie sey, als er ihr zu seyn scheine. Bey dieser Voraussetzung fand sie in Bergers zunehmender Wärme und Herzlichkeit nichts Neues und Auffallendes; sie überredete sich leicht, daß Berger schon früher die nemlichen Gesinnungen gegen sie gehegt habe, und daß er sie jetzt nur deutlicher äußere. Als dieser endlich ihr seine zärtliche Neigung, und seinen aufrichtigen Wunsch, sie ganz die Seinige

nennen zu dürfen, unumwunden erklärte, da schwieg sie erröthend, sank jetzt sprachlos in seinen sie umschlingenden Arm, und gestand ihm mit rührender Offenheit, daß sie schon längst im Stillen für ihn gefühlt habe.

Welch ein festlicher Tag war für Roberts theilnehmendes Herz der Tag, an welchem Auguste mit erheiterten Blicken und wieder aufblühenden Wangen von ihrer Schwester Mann die Bundesweihe empfieng! Er konnte sichs bey aller Bescheidenheit nicht abläugnen, daß er bey dieser Hochzeit mehr als ein gewöhnlicher Gast sey, und hätte ers auch gewollt, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihn Berger als den Schöpfer seines ehlichen Glücks dankbar umarmte, und Augustens Blick dem seinigen mit einer Thräne des Segens begegnete. Robert war denn auch für Belohnungen dieser Art nicht gefühllos. Ohne sie zum Zweck seines Handelns zu machen, schätzte er sie dennoch, wenn sie ihm ungefordert zu Theil wurden, und schämte sich der Freude nicht, die sein Herz darüber empfand. Unsre überstrengen Moralisten, die ihren kategorischen Imperativ so hoch spannen, daß sie nicht einmal erlauben wollen, sich des gewirkten, mit Anstrengung und Auf-

opferung gewirkten Guten zu freuen, mögen es dem Menschen Robert verzeihen, daß er — kein Gott war.

Felser hatte nun auch an Bergern einen brüderlichen Freund gewonnen, auf dessen eifrigen Beystand bey gemeinnützigen Planen und Unternehmungen er sich verlassen konnte, und vorzüglich darum war es ihm so überaus angenehm, das bisherige Misverhältniß zwischen sich und Bergern auf die glücklichste Weise ausgeglichen zu sehen. Keiner von den drey zu Einem Zweck verbundenen Männern hatte jetzt vor dem andern etwas voraus; jeder war auf seinem Platze zufrieden und glücklich, und so mußte es seyn, wenn sie Alle mit gleichem Eifer für Volksbildung und Menschenbeglückung arbeiten sollten; auch in äußerlichem Glück und innerlichem Frieden mußten sie einander ganz gleich seyn.

Fast keine Woche vergieng jetzt, wo sie nicht zusammenkamen, und über theils zu verbessernde theils noch einzurichtende Anstalten für Oekonomie, Polizey, Schul- und Erziehungswesen, Armen- und Krankenpflege und andere ähnliche Gegenstände sich freundschaftlich besprachen, einander ihre geprüften Urtheile mittheilten, und Beschlüsse faß-

ten, deren Ausführung ihr gemeinschaftliches Werk war. Das Arbeits- und Erziehungsinstitut in Hoheneichen nahm bey allen Schwürigkeiten, die bekämpft werden mußten, den gewünschtesten Fortgang, und der Graf Sonnenstern erkannte selbst, daß es nicht bloß sein Verdienst sey, wenn öffentliche Blätter rühmten: ein Guthsherr habe in seinem kleinen Gebiet für die physische und moralische Cultur seiner Unterthanen mehr gethan, als mancher König und Fürst in seinen ausgebreiteten Staaten.

Manchmal, wenn Felser keine Kranken, Berger keine Termine und Meier keine — Feiertage hatte, besuchten sie gemeinschaftlich die umliegenden Dörfer, um den Zustand ihrer Bewohner näher kennen zu lernen, und den etwa vorhandenen Uebelständen, Mängeln und Unordnungen durch vernünftige Vorstellungen und Rathschläge, und, so weit es bey ihnen stand, auch werkthätig abzuhelfen. Auf diesen philanthropischen Wanderungen kehrten sie da und dort ein, und ihre Freundlichkeit machte sie überall zu willkommenen Gästen, zumal, da sie nicht kamen, um sich bewirthen zu lassen. Da belauschten sie manche geheime Noth, und manche Thräne, die im

Verborgenen floß, manche Irrung und Zwistigkeit in den Familien, manches schädliche Vorurtheil, manche unerkannte Thorheit und selbstgeschaffne Plage. So wurden sie in den Stand gesetzt, Jedem nach seinem Bedürfniß und folglich auf die zweckmäßigste Weise zu nützen, und nicht selten wirkten sie durch sanfte Belehrung und herzlichen Zuspruch mehr Gutes, als die freygebigste Schenkung vermocht hätte.

Einst wanderten sie durch ein Dorf, über dessen reizende Lage sie einander ihre Empfindungen mittheilten, als auf einmal aus einem ansehnlichen Gehöfte eine zarte weibliche Stimme ihnen wehklagend entgegentönte. Von gleichem Drange fortgezogen giengen sie augenblicklich hinein, und wurden noch Zeugen der Mishandlung, die der Vater des Hauses an seiner einzigen Tochter, einem jungen blühenden Mädchen, ausübte. Bestürzt ließ er bey ihrem Anblick den stämmigen Knotenstock, das Werkzeug seines Grimmes, fallen, und zog ehrerbietig die Mütze, während das befreyte Mädchen mit schaamvoll weggekehrtem Gesicht entwischte, und die Mutter weinend aus einem Winkel hervorkroch, wohin sie der Zorn ihres Gebieters verscheucht hatte. Unaufgefordert rechts

fertigte er sein hartes Verfahren, indem er unwillig klagte, das gottlose Mensch hätte sich heimlich mit einem Kerl eingelassen, den sie mit Gewalt heyrathen wollte, und dem zu Liebe sie die besten Freyer abwiese. Ja, was das Schlimmste wäre, ihre eigne Mutter bestärkte sie sogar noch in ihrem Ungehorsam, und möchte sie lieber dem Kerl, der im Leben nichts hätte, als seine beyden Hände, zur Frau geben. — Bey einer genauern Untersuchung, die vorzüglich Meier anstellte, weil die Sache eigentlich vor sein Forum gehörte, ergab sich, daß an dem jungen Menschen, dem das Mädchen ihr Herz geschenkt hatte, nichts weiter auszusetzen war, als seine Armuth, und der Vater mußte selbst zugeben, was die mitbeklagte Mutter unter Vergießung häufiger Thränen versicherte, daß der Martin ein fleißiger Bursche sey, der sich immer ordentlich aufgeführt habe, und dem Niemand etwas zur Unehre nachsagen könne.

Meier schob ihm nun, als sein Seelsorger, ins Gewissen, wie ungerecht er handle, wenn er die Verheyrathung seiner Tochter mit einem braven, fleißigen Burschen, bloß seiner Armuth wegen nicht gestatten wolle, da er selbst von Gott mit zeitlichem Vermögen sey gesegnet worden, und

folglich die Pflicht auf sich habe, Arme glücklich zu machen. Er stellte ihm vor, wie leicht er das junge feurige Mädchen grade dadurch zur Ausschweifung verleiten könnte, daß er sie durch gewaltsame Mittel von dem vielleicht noch unschuldigen Umgange mit ihrem Geliebten zurückhielte, und führte ihm die schwere Verantwortung zu Gemüth, wenn sie, gezwungen, einen Mann zu nehmen, den sie nicht lieben könnte, in ihrer Ehe unglücklich würde.

Berger belehrte ihn, daß auch nach bürgerlichen Gesetzen die väterliche Gewalt ihre Grenzen habe, und daß Eltern eben so wenig befugt wären, ihre Kinder zu einer Heyrath zu zwingen, als sie es ihnen ohne erhebliche Ursachen wehren könnten, nach ihrem Herzen zu wählen.

Felser ermahnte ihn endlich noch, zu bedenken, was die Gesundheit des Mädchens bey einer so harten Behandlung leiden müßte, und was sie noch in der Folge leiden könnte, wenn sie gezwungen würde, dem jungen Menschen, dem ihr ganzes Herz ergeben sey, zu entsagen. „Vater! es ist Sein einziges Kind, — sagte Felser, und faßte den schon Bewegten warm bey der Hand — und das einzige wollt' Er um des leidigen Reich-

thums willen unglücklich machen? Wenn sie nun vor Gram und Leid in der Blüthe ihres Lebens sich abzehrt und hinstirbt, und die Mutter vor Herzensjammer ihr nachstirbt, wer wird ihn dann im Alter pflegen und warten, und wenns zum Scheiden kommt, Ihm die Augen zudrücken? Der Bursche ist rechtschaffen und brav, und wirds Ihm, wenn er ihn zu seinem Eidam annimmt, gewiß besser danken, wie Einer, der selbst soviel oder noch mehr hat, als seine Tochter ihm zubringt."

Der Bauer. Ja, Sie mögen wohl Recht haben, und ich seh's auch wohl ein, aber.....

Felser. Erst sein Jawort, hernach das Aber.

Der Bauer. Ey, dann wär's mit allen Abern zu spät.

Felser. Die jungen, glücklichen Leutchen werden Ihm um den Hals fallen, Ihn herzen und liebkosen, und es wird ihm gewiß nicht einfallen, wieder auf die Hinterfüße zu treten.

Der Bauer (sich die Stirne reibend). Ja, ich wollte wohl..... aber die Leute, was werden die dazu sagen?

Felser. Die Verständigen werden Ihn alle loben, und wir und Sein gnädiger Herr werden Ihn noch einmal so lieb haben.

Der Bauer. Nun, es mag drum seyn. Ich muß denken: Gott will es so haben, und hat Sie zu mir geschickt, daß Sie mir das Herz so weich machen sollten.

Felser. Da denkt Er auch recht. Es war gewiß nicht von ohngefähr, daß wir grade vorbeygiengen, als sein armes Töchterchen so jämmerlich schrie.

Meier. Ja, so ists, Vater! Und Gott wird Ihn segnen durch seiner Kinder Glück.

Berger (lächelnd). Hat Er einmal auf der Gerichtsstube was anzubringen, und Er hat Recht, so soll Ihm gewiß auch Recht werden.

Felser. Hurtig, Mutter, schaff das Mädchen herbey, und den Burschen dazu.

Vater Christoph meinte zwar, es hätte ja damit keine Eile; aber da half kein Einwenden; Mutter Anne war flink zur Thüre heraus; Lieschen im Fluge herein und fort und mit dem Bräutigam da, und die verbrüderten Menschenfreunde waren Zuschauer eines Auftritts, der sich nicht beschreiben und malen läßt.

Meier verlobte das liebende Paar auf der Stelle, und sprach dabey, obgleich aus dem Stegreif, so rührend und herzeindringend, daß Vater Christophen, so hart er sonst war, die hellen Thränen über die Backen rollten. Mutter Anne trug dann auf, was ihr Haus vermochte, kräftiges Brod, frische Butter und gut geräucherten Schinken; ein Verlobungsmal, das, ohngeachtet seiner Einfachheit, doch einzig in seiner Art und an Freuden überreich war.

Beym fröhlichen Abschiede lud der Brautvater seine werthen Gäste mit den sämmtlichen Ihrigen vorläufig zur Hochzeit ein, und herzlich gern versprachen sie alle zu kommen.

Schon neigte sich die Sonne, und die Abendlüfte wehten liebliche Kühlung, als sie mit einander den Rückweg antraten. Martin, der nicht wußte, wie er seine Dankbarkeit ausdrücken sollte, zeigte ihnen einen Weg, der ihnen noch unbekannt und überaus angenehm war. Ein bequemer Fußsteig führte am Abhange einer belaubten Bergkette durch niedriges Gebüsch, über welchem man in paradiesische Thäler hinabsah. Die gefühlvollen Freunde waren ganz Aug' und Entzücken, und ihren Hochgenuß der göttlich schönen Natur erhöhte

noch die Erinnerung an geschaffene Freuden, die den abwechselnden Gegenstand ihrer Unterhaltung ausmachten. Auf einmal ward die Umschattung dichter, und der Pfad wand sich durch eine Bergschlucht, wo majestätisch hohe Buchen ein magisches Dunkel verbreiteten. Der Fußboden war mitten im Sommer noch mit dem gefallenen dürren Laube des vorjährigen Herbstes bedeckt. Schon überrascht von dieser zauberischen Verwandlung wurden sie es noch mehr, als sie jetzt in eine natürliche Rotunde von hochbejahrten Buchen traten, deren buschige Wipfel sich über ihren Häuptern in eine Kuppel zusammenwölbten; vorwärts öffnete eine Laubhalle die Durchsicht in das unten liegende Thal und den krystallenen Fluß, der mit jähem Falle hindurchrauschte.

„Brüder! — rief Felser begeistert aus — hier hat sich die Gottheit selbst einen Tempel geschaffen. Wie kleinlich sind gegen diesen die prächtigsten Tempel, die von Menschenhänden gemacht wurden! Rings umher die symmetrische Runde, als hätte man sie mit Fleiß so gepflanzt; über uns das wunderbare Gewölbe, nur sparsam von zerstreuten Lichtfunken durchbrochen; vor uns die tiefe mystische Halle, und hier der erhabene Chor

mit dem grauen ehrwürdigen Teppich, der zum Niederfallen und Anbeten einladet. Brüder! wo könnten wir unsern Herzensbund feierlicher beschwören, als hier?“ Und rasch ergriff er, so wie die mitentzückten Freunde neben ihm standen, Meiers rechte Hand, Bergers linke, faßte sie in seinen vor der Brust gefalteten und zum Himmel empor gehaltenen Händen zusammen, und sprach voll hoher Rührung nach der grünen Wölbung hinaufschauend: „Verbunden sind wir zu Einem Zweck, — Menschenwohl zu mehren, und Menschenelend zu mindern. Heilig, wie dieser Tempel, soll uns stets unser Bund seyn.“

„Ja, heilig und unverletzlich!“ — rief Berger ihm nach.

„Unzerstörbar! Ueber Tod und Grab hinausdauernd!“ Rief Meier mit ihm in demselben Momente.

Die einbrechende Dämmerung nöthigte sie, den bezaubernden Ort zu verlassen, wo sie gern noch länger verweilt hätten; aber oft besuchten sie in der Folge den göttlichen Tempel, und erinnerten sich ihres heiligen Schwures, den sie jeder mit männlicher Festigkeit hielten.

Zehn Jahre lebte Robert mit den Seinigen in ungestörter glücklicher Ruhe, ohne daß in der Geschichte seines Lebens und Wirkens etwas Ausgezeichnetes vorfiel. Elise gebar ihm zwey Söhne, die er weder nach der neuen noch alten, sondern nach seiner eignen geprüften Weise erzog. Elise nahm an der Erziehung der Söhne eben so viel Antheil, als Robert an der Bildung der Tochter, und Beyde waren in Hinsicht ihrer Grundsätze ganz einig. Ein eigentliches Erziehungssystem hatte Robert nicht, wie er denn überhaupt kein Freund von Systemen war; er war im Gegentheil fest überzeugt, daß keine einzige Lehre der Pädagogik allgemein anwendbar sey, und daß jeder Vater und jede Mutter für jedes Kind eine eigne Pädagogik sich schaffen und auch diese nach Beschaffenheit der Umstände oft wieder abändern müßten. Die Extreme und Paradoxien der neuern Edukationsphilosophen, die behaupten und fordern, man müsse die Menschen in den ersten Lebensjahren nur als Körper, oder, was ziemlich dasselbe ist, als Thiere, behandeln, für ihre physische Erziehung hauptsächlich sorgen und für die Bildung ihrer geistigen Anlagen fast nichts thun, wollte Robert eben so wenig an seinen Kindern

in Ausübung bringen, als die Methode mancher praktischen Pädagogen, die, unter dem glänzenden Namen einer naturgemäßen Erziehung, ihre Kinder und Zöglinge im Stande der Rohheit und Wildheit aufwachsen lassen. Robert meinte vielmehr, man müsse von dem frühsten Alter an für die Bildung des Verstandes und Herzens eben so eifrig, wie für die körperliche Pflege besorgt seyn, und keines von Beyden zur Hauptsache machen, mithin auch keines von Beyden als Nebensache betreiben; man müsse die jungen Menschen zwar der Natur gemäß erziehen, aber sie nicht der Natur überlassen, sondern vielmehr darauf Rücksicht nehmen, daß sie in einer civilisirten Menschengesellschaft gebohren und in dieser Gesellschaft und für dieselbe zu leben bestimmt sind. Daher waren seine Kinder gesund und artig zugleich, und ihr Geist machte durchaus mit ihrem Körper verhältnißmäßige Fortschritte. In den ersten Jahren gewöhnte er nur seine Kleinen zu dem, was sie sollten; denn Kinder — so dachte Robert — Kinder, deren Verstandeskräfte sich erst entwickeln, muß man nicht durch Belehrung ziehen wollen; ihr schwacher Verstand faßt die Gründe der Belehrung noch nicht. Sie müssen lernen gehorchen und

sich dazu gewöhnen, ehe sie noch wissen, warum es so seyn muß. So bildet sich unvermerkt in ihren Herzen ein Gefühl für das sittlich Gute, und die Vernunftgründe haben dann, wenn sie dieselben zu fassen vermögen, für sie ein weit stärkeres Gewicht, weil sie schon fühlen, was recht und gut ist, und dafür gestimmt sind. Durch zu frühes Belehren und Vorstellen verdirbt man den Menschen; er wird Selbstdenker, eh' er noch vernünftig denken kann, wird Zweifler und Widersprecher, eh' er noch zu prüfen fähig ist. Die Felserschen Kinder gehorchten daher, ohne nach Gründen zu fragen, grade wie die Kinder unsrer unphilosophischen Voreltern gehorchen mußten; sie glaubten ihren Eltern, daß sie es besser wissen und verstehen müßten, als sie es könnten; und als sie bey zunehmendem Alter und reifendem Verstande belehrt wurden, als sie der für ihre sittliche Bildung besorgte Vater selbst mit den Gründen ihrer Verpflichtung bekannt machte, so fand die Belehrung bey ihnen einen leichtern und wirksamern Eingang. Die Geneigtheit des Willens, die glückliche Gewohnheit, der Vorschrift zu folgen, war schon da; die Vernunft war gleichsam schon im Besitze der Herrschaft über den Willen.

Dieß war gewissermaßen das einzige Systematische in Fessers Erziehungsmethode, daß er seine Kinder zum Guten gewöhnte, ehe sie noch fähig waren, es zu erkennen; wenigstens war dieß das Einzige, worinn er bey seinen drey Kindern auf eine durchaus gleiche Weise verfuhr, obschon die Mittel, die er zur Erreichung seines Endzwecks gebrauchte, eben so verschieden waren, als ihre körperliche Beschaffenheit und ihre geistigen Anlagen.

Ausschließende Vorliebe zeigte Robert für keines von seinen Kindern, denn sie waren ihm alle gleich werth, und sein Vaterherz schlug für den jüngern, Moritz, den die Natur dürftiger ausgestattet hatte, als den ältern, Gustav, eben so warm als für diesen und für die sanfte, einnehmende Rosa. Doch bemerkte er Gustavs vielversprechende Anlagen, die Jedermann mit Recht als außerordentlich bewunderte, mit der innigsten Freude, und die zärtliche Mutter sah in ihm einen Robert, den Erben seines Geistes und seiner Tugenden aufblühen. Moritz war zwar nicht weniger gutgeartet, aber bey weitem nicht so fein organisirt; er faßte langsam und schwer, und war mehr zu körperlichen und mechanischen Arbeiten als zu

wissenschaftlichen Beschäftigungen aufgelegt. Gustav hingegen zog grade diese allen übrigen vor, und seine Lernbegierde war eben so feurig, als sein Geist schnell und seine Fassungskraft leicht war. Robert konnte daher über die künftige Bestimmung seiner Söhne nicht zweifelhaft seyn; Natur und Neigung bestimmte selbst den ältern zum Gelehrten, den jüngern zum Landwirth, und der gerechte Vater zog jenen nicht vor, setzte diesen nicht nach, sondern gab sich nur Mühe, Jeden für sein Fach brauchbar zu bilden. Darum liebten ihn auch seine Kinder mit gleicher Wärme; keines hieng ihm mehr, keines weniger an; alle hatten sie zu ihm ein unbeschränktes, aufrichtiges Zutrauen, und Robert war im ganzen Umfange des Wortes ein glücklicher Vater.

Während der Zeit, wo Felser still und ruhig für seinen Beruf und sein Haus lebte, gieng die Herrschaft Hoheneichen an den Baron von Tannenberg über. Ein Schlagfluß endigte das Leben des wackern Grafen so plötzlich, daß sein Freund, als er zur Hülfe herbeyflog, ihn schon entseelt fand. Die allgemeine Trauer seiner Unterthanen war ein rühmliches Zeugniß für Felsern, denn durch ihn, den einsichtsvollen Rath-

geber, war der gute Wille des Grafen, den sonst eigennützige Menschen beherrscht und zu ihrem Vortheil gelenkt hatten, erst sichtbar geworden. Felser selbst verehrte ihn noch im Tode als seinen Wohlthäter, und weinte ihm gefühlte Thränen der Dankbarkeit nach. Doch litt seine Wirksamkeit durch diesen Verlust keine Einschränkung, wie denn überhaupt, der veränderten Herrschaft ohngeachtet, Alles in seiner Ordnung blieb. Auch dieß hatte Felser großentheils sich selbst zu verdanken, denn er hatte sich den neuen Herrn durch seinen Edelmuth so verbindlich gemacht, daß ihm dieser, ohne sich des Undanks schuldig zu machen, die zu seinen gemeinnützigen Einrichtungen erforderliche Unterstützung nicht versagen konnte. Und er hatte es schon bewiesen, daß er Gutes mit Gutem zu vergelten bereit sey. Das freundliche Landgut, das Felser in Ruhthal eigenthümlich besaß, war ja sein entgegengebrachtes Geschenk. Was ließ sich von ihm nicht erwarten, da er jetzt durch Amaliens Erbschaft so reich geworden war, daß er, ohne Aufopferung, jährlich Tausende zum allgemeinen Besten verwenden konnte? Und welche Ansprüche auf Tannenbergs Reichthum hatte Robert für seine eigene Person! Das Wenigste, was

er von ihm erwarten konnte, war eine ansehnliche Zulage seines Gehalts, und Tannenberg fühlte selbst, daß Felser zu dieser Erwartung berechtigt sey. Denn am Tage nach seiner Huldigung, deren zweckmäßige Feierlichkeiten Felser mit seinen Freunden geordnet hatte, kam er zu ihm nach Ruhthal, und bestätigte ihn nicht nur in seiner bisherigen Funktion, sondern bat ihn auch auf die herzlichste Weise, daß er ihm seyn möchte, was er dem verstorbenen Grafen gewesen sey — Freund, Rathgeber und Theilnehmer an der Sorge für seine Unterthanen.

Robert, der grade bey Tannenbergs Ankunft auf dem freyen Rasenplatze vor seinem Landhause in einer väterlichen Unterhaltung mit seinen Kindern begriffen war, empfieng den neuen Herrn mit aller ihm gebührenden Achtung, ohne jedoch die außerordentliche Huld und Gnade seiner Herrlichkeit zu bewundern.

„Ich bin, — sagte Tannenberg, nachdem er Felsern die bereits angegebene Hauptabsicht seines Besuchs erklärt hatte — ich bin durch günstige Umstände Besitzer von zwey ansehnlichen Herrschaften und ein sehr reicher Mann geworden; aber den größten Reichthum verdanke ich

Ihnen — eine gute und vernünftige Gattin. Durch Ihre Bildung hat sie Charakter und Grundsätze gewonnen, die ihr einen dauerhaften Werth geben.

Robert. Ich würde sehr eitel seyn, wenn ich mir den Ruhm zueignen wollte, Ihre treffliche Gemahlin gebildet zu haben. Sie waren mit Amalien seit ihrer ersten Kindheit bekannt, und ihre natürliche Herzensgüte, die sie mir schon damals, als ich sie erst kennen lernte, überaus interessant machte, konnte Ihnen daher gewiß nicht unbekannt bleiben.

Der Baron. Ja, das ist wahr, lieber Rath. Natürlich gut war Amalie von Kindheit auf; aber sie würde auch wahrscheinlich nichts weiter als gut seyn, wenn sie sich selbst wäre überlassen geblieben. Und das werden Sie mir ohne Zweifel zugestehen, daß man eine gute Frau haben kann, ohne doch mit ihr ganz und vollkommen glücklich zu seyn. Meine Amalie ist nicht bloß eine gute, sondern zugleich eine vernünftige Frau, und das ist es vorzüglich, was mir ihren Besitz so ungemein schätzbar macht. Können Sie, ohne Bescheidenheit zu erkünsteln, wohl läugnen, daß

Sie viel, sehr viel zu dieser vernünftigen Bildung Amaliens beytrugen?

Robert. Wollte ich Ihnen auch etwas hiervon zugeben, so würde ich mir doch daraus kein Verdienst machen können, denn es wäre pflichtwidrig gewesen, wenn ich die von Amalien selbst mir dargebotene Gelegenheit, auf ihren Charakter zu wirken, nicht zu ihrem Vortheil benutzt hätte.

Der Baron. Und ich würde mich einer eben so großen Pflichtverletzung schuldig machen, wenn ich es je vergessen könnte, wie verdient Sie sich um mein ganzes irdisches Daseyn gemacht haben, wenn ich nicht jetzt, da mein Vermögen einen so beträchtlichen Zuwachs erhalten hat, im Ernst darauf dächte, Ihnen von meiner innigen Dankbarkeit thätige Beweise zu geben.

Robert. O Sie haben mich ja für den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu leisten schuldig war, schon reichlich abgefunden. Durch Ihre Freygebigkeit bin ich Besitzer eines Landguts geworden, das mir eben so werth ist, als Ihnen Ihre beyden vereinigten Herrschaften.

Der Baron. Ich weiß, daß der Genügsame zum Glücklichseyn wenig bedarf, und es geschieht in der That nicht, um Ihre Zufriedenheit

zu vermehren, daß ich Ihren jährlichen Gehalt um die Hälfte erhöhe, und Ihnen das Lehngut in Waldhain, das nach dem Ableben des bisherigen Besitzers, da derselbe keine Leibeserben hinterlassen hat, mir als Lehnsherrn zurückgefallen ist, als Eigenthum übergebe.

Robert (mit dem Ausdruck der Rührung). Ihr wohlwollendes Anerbieten ist dankenswerth, und ich fühle es in diesem Augenblicke, wie süß gegen einen edelmüthigen Geber die Empfindung der Dankbarkeit ist; allein, ich fühle sie eben so süß, wenn ich auch von Ihrem gütigen Geschenke keinen Gebrauch mache.

Der Baron (befremdet). Wie? Sie wollten.....

Robert. Theilen Sie Ihren Ueberfluß mit Bedürftigern! Mich — auf seine im Grase spielenden Kinder zeigend — hat der Himmel schon reich gemacht.

Der Baron. Ich empfinde die Kostbarkeit dieses Reichthums mit Ihnen; aber damit können Sie Ihren Hang zur Wohlthätigkeit doch nicht befriedigen.

Robert. Für kleinere Wohlthaten kann ich immer noch etwas erübrigen, und wenn größere

nöthig sind, so nehm' ich meine Zuflucht zu Ihnen. Sie werden dann hoffentlich meine Bitten nicht unerfüllt lassen, und dieß wird mehr Gutes bewirken, als wenn ich selbst der Wohlthäter wäre, denn es wird Ihnen die Herzen Ihrer Unterthanen immer geneigter und verbindlicher machen.

Der Baron. Freund ohne Gleichen. Um meinetwillen also wollen Sie auf eigenen Genuß Verzicht leisten?

Robert. Mehr noch um des Ganzen willen. Was Sie mir anbieten, ist so viel, daß sie damit den Aufwand zu einem großen und höchst verdienstlichen Werke bestreiten können.

Der Baron. Zu welchem? O reden Sie! Ich bin zu Allem bereit.

Robert. Noch wütet die Blatternpest auch in Ihrer auf vielfache Weise gesegneten Herrschaft. Die Könige und Fürsten hätten sie ausrotten können, wenn sie und ihre Räthe gewollt hätten. Die kleinern Volksbeherrscher können die Wuth dieser Plage nur mildern, aber auch das hat mehr Werth und Verdienst, als gewonnene Schlachten und eroberte Länder. So lange ich hier den Beruf eines Volksarztes verwalte, habe ich die Impfung, das einzige bisher bekannte Mittel, die

Pockenseuche unschädlicher zu machen, möglichst zu empfehlen und zu befördern gesucht; allein, es war bey der dicken Finsterniß, die unter den Leuten herrschte, äußerst schwer, nur einige Strahlen von Licht zu verbreiten. Jetzt ist es mir großentheils gelungen, das eingewurzelte Vorurtheil auszurotten, und es giebt nur wenig Eltern noch, welche die Blatternimpfung für einen Eingriff in die göttlichen Rechte halten; aber was ich nie werde besiegen können, ist die Liebe der Eltern, die sich den traurigen Gedanken nicht entwinden läßt, es sey doch möglich, daß ihr Kind an den künstlichen Blattern, und wären es selbst die neu erfundenen Schutzpocken, deren Wirksamkeit, wenigstens in unserm Lande, noch auf sehr kurzen Erfahrungen beruht, — sterben oder ungesund werden könne. Dieser achtungswürdigen Liebe entgegenzukämpfen und ihre Einwilligung zum Rettungsversuch, den sie ängstlich scheut, zu erringen, schien mir immer ein unerlaubter Eingriff in die freyen Rechte des Menschen; auch würde ich, dieß abgerechnet, ihn schon darum nicht wagen, weil ein unglücklicher Fall, den vielleicht zufällige Umstände verursachen könnten, meinen Kredit um Vieles herabsetzen und Hunderte gegen mich mistrauisch machen würde.

Giebt es doch selbst unter den gebildeten Eltern der höhern Stände genug solcher Schwachen, die bey aller Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Sache sie dennoch von einem Jahre zum andern verschieben, bis der junge Liebling von der giftigen Feindin unsers Geschlechts angefallen und vielleicht hingewürgt wird. Lassen Sie uns denn, da es nicht in unsrer Gewalt steht, die Blatternpest auszurotten oder allgemein abzuwehren, lassen Sie uns wenigstens Anstalten zur Verhütung ihrer Bösartigkeit machen!

Der Baron. Mit Freuden biete ich Ihnen zu diesem menschenfreundlichen Unternehmen die Hand. Bedienen Sie sich dazu meiner Kasse, als ob es die Ihrige wäre.

Robert. Eine ansehnliche Summe wird allerdings dazu erforderlich seyn. An jedem, wenigstens an jedem größern Orte Ihrer Herrschaft, ein Blatternhaus auf einem freyen, von den Gemeindewohnungen getrennten Gebiete; dazu gewisse Personen, die zur Pflege der Blatternkranken bestellt und über das dabey zu beobachtende gehörig unterwiesen sind, die aber freylich für ihre Mühwaltung auch dann belohnt werden müssen, wenn die Eltern des blatternden Kindes zu arm sind,

um sie belohnen zu können, oder zu ökonomisch, um es zu wollen.

Der Baron. Versprechen Sie sich wirklich von dieser Anstalt, deren Zweckmäßigkeit ich vollkommen einsehe, einen glücklichen Erfolg?

Robert. Nur die Anstalt sey Ihr Werk; die Benützung derselben soll das meinige seyn; und sollte ich dazu noch etwas von Ihnen erbitten, so wäre es bloß ein väterlicher Aufruf — keine Verordnung und noch weit weniger ein Strafgesetz.

Der Baron. Ein Versuch, der darauf abzweckt, Menschenleben zu retten, und Menschengestalt vor Entstellung zu sichern, ist schon als bloßer Versuch des beträchtlichsten Aufwandes werth, der doch nur ein Aufwand an Geld ist.

Robert (mit Enthusiasmus). O Dank, Dank dir, gütiger Himmel! Ich habe mich in meiner hochgespannten Erwartung nicht getäuscht. Der wackre Graf, der so viel Großes und Gutes gestiftet hat, ward, wie Sie selbst wissen, bey seinem zunehmenden Alter etwas mürrisch, und ich trug mit Recht Bedenken, ihn mit diesem Vorschlage zu einem neuen kostspieligen Unternehmen zu beunruhigen, da zumal einige Winke, die ich in dieser Hinsicht fallen ließ, seiner Bemerkung

entgiengen. Ich sah jedoch mit dem trüben Abend seines Lebens einem heitern Morgen entgegen, und der Morgen ist angebrochen; die Sonne, die ihn erleuchtet, ist aufgegangen; der Besitzer seines Reichthums hat auch sein Herz, und einen Geist, der noch größer ist, als der seinige war. Ja, wären Sie nicht mein Herr, ich würde Sie meinen Bruder nennen.

Der Baron. Nehmen Sie mich immer in Ihr brüderliches Kleeblatt auf, wenn Sie mich der Aufnahme nicht unwürdig finden. Ich bin viel zu wenig, um über Männer, wie Sie und Ihre Freunde sind, erhoben zu seyn, und vielleicht kaum genug, um in Ihrer Mitte zu stehen.

Robert. Es ist der Charakter ächter Hoheit, daß sie freywillig herabsteigt; aber Keiner von uns, die Sie Ihrer Freundschaft würdigen wollen, wird sein Verhältniß und Ihre Rechte aus den Augen verlieren.

Felsers Gustav, der beym Spiele mit seinen Geschwistern einige Worte aus dem warmen Gespräch seines Vaters mit dem Baron aufgefangen hatte, kam jetzt auf einmal gelaufen, und fragte mit einnehmender Unbefangenheit: Vater, ist das der neue Herr, von dem Du uns gesagt

hast, daß er die Leute eben so lieben und ihnen Gutes thun würde, wie der alte Herr, um den sie alle geweint haben?

Robert. Ja, mein Sohn, und wenn du gut bist, so wird er dich auch lieben.

Der Baron. Guter Junge, dein Zeugniß ist mir sichrer Beweis, daß mir dein Vater nicht geschmeichelt hat. — Freund, Sie haben meine Erkenntlichkeit ausgeschlagen, aber, was Sie nicht annehmen wollten, soll Ihrer Gattin und Ihren Kindern verbleiben.

Robert. Meine Frau wird, wenn Sie mich überleben sollte, den Ertrag dieses Grundstücks behalten, und meine Kinder sollen so viel lernen, daß sie sich selbst ernähren können. Nur dann, wenn ich meinen Kindern wegsterben sollte, ehe sie noch erzogen sind, empfehl' ich sie Ihrer Fürsorge.

Der Baron. O diesen unglücklichen Fall verhüte der Himmel! Sie müssen ein Zeitalter erleben, wo es nicht mehr so schwer ist, wie jetzt, einen Mann zu finden, der aus Pflichtgefühl recht handelt, und der seinen eignen Nutzen dem allgemeinen Wohl nachsetzt; und dieß Zeitalter dürfte wohl noch ziemlich entfernt seyn.

Robert. Nein, die Bemühungen der Weisen und Lehrer unserer Zeit, Menschen zu bilden, wie sie seyn sollen, werden gewiß nicht vergeblich und fruchtlos bleiben. Der Geist des Eigennutzes mußte bisher die Welt beherrschen, da man in den Schulen und auf den Predigtstühlen die Menschen bloß lehrte, wie sich die Tugend belohne, das Laster bestrafe, und nicht daran dachte, daß der ehrwürdigste Religionsstifter schon vor achtzehnhundert Jahren ein höheres und edleres Prinzip der Sittlichkeit aufstellte. Die galante Philosophie des vorigen Zeitalters hatte die Moral zu einer bloßen Klugheitslehre herabgewürdigt, und die Volkslehrer stimmten ihr bey, um auch für Philosophen zu gelten. Eine ernsthaftere Philosophie hat die Moral wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, und sie ruhet auf einem so festen Grunde, daß die unfruchtbaren Spekulationen der allerneusten Sophistik sie nicht werden umstoßen können.

Der Baron. Welcher vernünftig und gut denkende Mensch sollte dieß nicht mit Ihnen wünschen und hoffen?

Robert. Wohl uns, daß wir noch mehr können! Durch unser Beyspiel werden wir Sittlichkeit und Gemeingeist noch wirksamer befördern, als

die Philosophen durch ihre Schriften, und die Volkslehrer durch ihre Vorträge.

Der Baron umarmte Felsern beym Abschiede, wie ein Bruder den andern, und obgleich Felsern der freundliche Gruß des Bauers und Tagelöhners eben so lieb war, als die Umarmung des Grafen und Freyherrn, so hatte doch diese für ihn einen vorzüglichen Werth, weil sie ihm eine kraftvolle Unterstützung seines gemeinnützigen Wirkens verbürgte.

Die Anstalten zur Erbauung der Blatternhäuser wurden in den nächsten Tagen getroffen, und Niemand wunderte sich darüber; Niemand äußerte ein unverständiges Urtheil, weil Felser schon längst darauf vorbereitet, und laut und oftmals erklärt hatte, daß eine solche Anstalt wünschenswerth sey. Nach Verlauf eines halben Jahres waren die sämmtlichen Baue vollendet, und zu Felsers Freude blieb die große Menge der noch ungeblatterten Kinder bis dahin von der Seuche verschont. Mit der vollendeten Anstalt waren auch schon Personen für das Verpflegungsgeschäft vorhanden, die Robert selbst unterrichtet hatte, und die zugleich verpflichtet waren, an jedem Orte auf den Gesundheitszustand der Kinder genau Acht zu ge-

ben, und sobald sie bey einem die ersten Anfälle der Blatternkrankheit bemerkten, es dem Landarzte unverzüglich anzuzeigen. Es gab freylich Eltern, die mit dieser neuen Anstalt bloß aus dem Grunde nicht zufrieden waren, weil sie von ihren kranken Kindern getrennt seyn, und sie nicht eher wiedersehen sollten, als bis sie ihnen genesen würden zurückgegeben werden; aber das erste glückliche und überdieß noch aus einer besondern Ursache gewichtvolle Beyspiel wirkte mehr zur allgemeinen Beruhigung, als alle Vorstellungen hätten ausrichten können.

Das Blatternhaus in Hoheneichen stand nemlich kaum einen Monat, als der Prediger Meier an seinem jüngsten erst zweyjährigen Sohne, den die zärtliche Mutter der Impfung noch nicht hatte aussetzen wollen, fieberhafte Zufälle bemerkte, die ihm um so bedenklicher waren, da er wenig Tage vorher einen Brief aus der benachbarten Stadt, wo die Pockencontagion herrschte, erhalten hatte, und ihm auf diese Art die Möglichkeit einer mittelbaren Ansteckung einleuchtend war. Der befreundete Arzt, der sogleich herbeygerufen ward, fand seine Besorgniß gegründet, und — so weh es dem Mutterherzen that, — der kleine Adolph mußte

das Blatternhaus einweihen. Dieß machte allgemeines Aufsehen, und Jedermann war begierig, wie es ablaufen würde. Nach drey Wochen kam der Kleine unentstellt und völlig genesen in die Hände seiner Eltern zurück. Meier, der schon vorher die zur Verminderung der Pockennoth getroffene Anstalt öffentlich empfohlen hatte, machte jetzt durch den rührenden Dank, den er in seinem eignen Namen Gott und der Herrschaft dafür darbrachte, einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Gemüther, und die neue Anstalt hatte von nun an den glücklichsten Fortgang. Während in andern Gegenden die Blatternpest schrecklich wütete, und Väter und Mütter ihre hingewürgten Lieblinge trostlos bejammerten, ward diese Krankheit in den vereinigten Herrschaften Hoheneichen und Tannenberg nie allgemein und eben darum nie bösartig. Jedes damit befallene Kind ward sogleich von den übrigen abgesondert, und es waren von Zeit zu Zeit immer nur einige, die in den zweckmäßig eingerichteten Blatternhäusern verpflegt wurden. Nach und nach verlor sich auch die Scheu vor der Impfung immer mehr, und sie gieng um so besser von statten, da die geimpften Kinder ebenfalls in den Blatternhäusern, wenn diese von na-

türlich blatternden leer waren, verpflegt wurden, wo denn keine fehlerhafte Behandlung unerfahrner Eltern etwas verderben konnte.

So reifte Alles, so weit Roberts Wirkungskreis reichte, dem Besserwerden nicht bloß entgegen, sondern die bessere Zeit war wirklich schon da, und durch ihn selbst, der einen unangebauten und großentheils verwilderten Boden zuerst zu bearbeiten versuchte, herbeygeführt worden. Er selbst genoß, wie wir schon oben gesagt haben, bey ununterbrochener Thätigkeit eine heitre Ruhe, die zehn Jahre lang durch keinen widrigen Zufall gestört ward. Aber Ruhe ist nun einmal nicht das dauerhafte Loos des Sterblichen; oft ist die Windstille auf dem Meere des Lebens nur die Vorbotin eines furchtbaren Orkans, der uns auf Klippen und Sandbänke wirft, wo wir in Gefahr sind, mit unserm Glück, und was noch mehr ist, mit unsern Grundsätzen Schiffbruch zu leiden. Robert hatte den Wechsel des Schicksals schon so oft erfahren, und war damit so vertraut geworden, daß ihn oft mitten im Genuß der Freude der Gedanke daran überraschte, ohne ihn jedoch zu verstimmen und traurig zu machen.

Dieß war namentlich der Fall an seinem vierzigsten Geburtstage, den er im Kreise seiner theilnehmenden Freunde, unter welchen sich auch einige gebildete Landleute befanden, überaus fröhlich begieng. Obgleich schon die herbstliche Jahreszeit eingetreten war, war doch Roberts Geburtstag so heiter und freundlich, daß auch die auswärtigen Gäste bey dem von Elisen heimlich veranstalteten Gesellschaftsmahle sich einfinden konnten, und Robert, der von seinen Berufsgeschäften gemeiniglich nicht vor Abends zurückkam, fand sie, zur angenehmsten Ueberraschung, in seinem Hause versammelt. Die Tafel ward von der geschäftigen Wirthin nur mit einfachen Gerichten und vaterländischem Weine besetzt; aber mehr brauchte es auch nicht zur Unterhaltung der geselligen Freude; aus jedem Auge strahlte inniges Mitgefühl; von jeder Lippe strömten herzliche Wünsche für das Leben des Mannes, der Allen so werth war; und als am Schlusse der Mahlzeit der hohe Geburtskuchen, festlich geschmückt mit den Blumen des Herbstes, aufgetragen ward, da stimmten Alle, wie mit Einem Munde, das Lied an, das der Prediger Meier verfaßt, und schon heimlich unter den traulichen Zirkel ausgetheilt hatte:

Glücklich, wer sich noch als Mann,
Wie ein Jüngling, freuet,
Wer die Mühe liebgewann
Und die Last nicht scheuet!
Bald verwelkt die Rosenpracht,
Wangenglut verglühet:
Glücklich, wem die Flur noch lacht,
Wenn sie schon verblühet!

Wär' es auch nur halb so schön,
Dieses Erdenleben;
Mehr, als Au'n und Schattenhöh'n,
Kann die Freundschaft geben.
Mehr, als Rang und Gold vermag,
Giebt die treue Liebe.
Ha! sie heitert jeden Tag,
Wär' er noch so trübe.

Glücklich wir! Der Freundschaft Hand
Hält auch uns umschlungen.
Ihr, die Kränze für uns wand,
Sey ein Lied gesungen!

Auf denn, eh' der Tag entflieht,
Der uns hier vereinte,
Ihm, der heute ward, dies Lied!
Unserm wackern Freunde!

Glücklich Du, der noch als Mann
Jugendlich sich freuet,
Der die Mühe liebgewann,
Und die Last nicht scheuet!
Mög' ein freundliches Geschick
Dein Verdienst belohnen!
Möge Wohlseyn, Ruh' und Glück
Stets dein Haus bewohnen.

Sieh! die Gattin fliegt dir zu!
Zärtlicher liebt Keine.
Sey noch lang' ihr Alles Du,
Alles Dir die Eine!
Wechsel müsse nie dabey
Deinen Frieden mindern,
Und Dein schönster Segen sey:
Freud' an guten Kindern!

Wonne! Wonne! wenn's geschieht,
Was wir Dir ersehnen,
Daß einst Enkel durch ein Lied
Dir dies Fest verschönen!
Mag der Stunden Flügelschlag
Noch so rasch entgleiten:
Heilig bleibt uns dieser Tag
Bis in späte Zeiten.

Ich dank' euch herzlich, ihr Lieben — sagte Felser, als das Lied ausgesangen und das einstimmige Lebehoch beym Zusammenklange der Gläser verhallt war. Die Glückwünsche guter Menschen sind ja mehr werth, als das Glück selbst, das sie uns zuwünschen. Ihr habt mir viel, und ich möchte fast sagen, zu viel Gutes gewünscht. Wer weiß, ob mir wechselloses Glück gut wäre? Der größte Theil meines vierzigjährigen Lebens war abwechselnd gut und böse, und ich erkenne jetzt dankbar, daß mir auch das Böse gut war. Mit diesem auf Erfahrung gegründeten Glauben sehe ich der dunkeln Zukunft entgegen, und unterwerfe mich gern auch den widrigen Schicksalen, die mir noch beschieden seyn möchten. Daß

es nicht immer, wie heute, seyn wird, daß auch in der Folge heitre Stunden mit trüben abwechseln werden, ist mir sehr wahrscheinlich; aber das ist für mich Gewißheit, daß treue Freunde auch das Widrige mit mir theilen werden, wie sie an meinen frohen Begegnissen Theil nahmen.

War es vielleicht ein geheimes Ahnungsvermögen, das sich in der Seele des gerührten Mannes jetzt regte? Oder war es nur eine Aeußerung des ihm eigenthümlichen Charakters, immer ernsthafte Gedanken an seine freudigen Gefühle zu ketten? Ohne Zweifel war es das Letztere, obgleich die nachfolgenden Ereignisse auf das Letztere zurückschließen ließen, denn diese waren von einer solchen Beschaffenheit, daß Robert Gelegenheit hatte, seinen Glauben, das Böse sey dem Menschen auch gut, zu üben und zu beweisen.

Es konnte nicht fehlen, daß die großen Veränderungen, welche Felser mit seinen Freunden in zwey ansehnlichen Herrschaften bewirkt hatte, weit und breit Aufsehen erregten, und Manchen von den subalternen Volksdespoten, welche die Finsterniß mehr, als das Licht, liebten, höchst anstößig und ärgerlich waren. Es war schlechterdings nicht zu läugnen, daß die Hoheneichner

und Tannenberger sich besser befanden, als ihre Nachbarn nach allen vier Himmelsgegenden; und was das Schlimmste war: Sie fühlten es selbst, bekannten es laut, und erregten dadurch bey den gedrückten Nachbarn, die auch gern glücklich seyn wollten, Unzufriedenheit mit ihrer Verfassung. Hierzu kam noch der eigne Umstand, daß die gedachten Herrschaften auf allen Seiten mit fürstlichen Domainen umgeben waren, wo denn Pächter, Oekonomieverwalter, Justizbeamten, Forst- und Jagdbedienten, im Namen des besten und gerechtesten Fürsten, die Leute plagten und tyrannisirten. Sonst hatten sich immer diese, die unmittelbar unter der fürstlichen Regierung standen, noch besser befunden als jene, die mit doppelten Ruthen gegeißelt wurden, aber jetzt fand grade das Gegentheil statt, und die fürstlichen Unterthanen sahen neidisch auf ihre dem Vasallen untergebenen Nachbarn. Unglücklicherweise konnte man es einem Guthsherrn nicht verbieten, seine Unterthanen milder und menschenfreundlicher zu behandeln, als die Unterthanen des Fürsten von seinen Stellvertretern behandelt wurden; aber welcher Guthsherr würde auch so einfältig und blind für seinen eignen Vortheil gewesen seyn, wie der

Graf und noch mehr sein Nachfolger war, wenn ihnen nicht ihre philosophischen Officianten die schwärmerischen Principe von Aufklärung, Menschenrechten, Herrscherpflichten, Humanität und Volksbeglückung eingeschwazt hätten. Die meiste Schuld an all' dem Unheil hatte kein andrer, als der hochgerühmte Herr Landarzt, der sogar auch, man wußte nicht wie, zu dem Prädikate eines fürstlichen Rathes gekommen war; denn der hatte, wie Jedermann bekannt war, erst den gnädigen Herrn aufgeklärt; hierauf dem alten orthodoxen Prediger und dem guten Gerichtsverwalter, der noch aufs Recht sah, von ihren Aemtern geholfen, und einen aufgeklärten Prediger, einen aufgeklärten Justizbeamten hergezogen, wodurch denn am Ende Bürger und Bauern waren aufgeklärt worden. Da hatte man ein Bildungs- und Erziehungsinstitut angelegt, um alle Dummen klug zu machen, da doch die dummen Leute der Herrschaft und dem Justizpersonale am meisten einbringen; ein Arbeitshaus für einheimische und herumstreichende Arme, wobey man gewiß noch zusetzen mußte, da so viel Alte und Gebrechliche darunter waren, die wenig arbeiten konnten und dennoch ernährt werden mußten; — um einer einzigen Per-

son wollen, die man für todt gehalten hatte, und die auch vielleicht todt geblieben wäre, wenn sie nicht durch künstliche Versuche wäre aufgeweckt worden, hatte man Häuser für die Todten gebaut, da doch vielleicht ein Jahrhundert vergeht, ehe so ein Fall wieder eintritt; zuletzt sogar Blatternhäuser, um die Mortalität zu vermindern, da die Volksmenge ohnedem schon so groß ist, daß jedes Fleckchen Land, wovon die Beamten sonst den freyen Nießbrauch als Zugabe hatten, weggekauft wird. — War es nicht ganz unerhört, daß ein Gerichtsherr verarmten Landwirthen, die gewiß schlecht gewirthschaftet hatten, Geld ohne Zinsen vorschoß, und auf mehrere Jahre die Steuern erließ, damit sie ihre Güther behaupten konnten, die der Schulden wegen sub hasta hätten verkauft werden müssen, was dem Gerichtsherrn und seinem Verwalter doch auch etwas eingebracht hätte? — War es nicht unbegreiflich, wie ein Herr so ganz wider seinen eignen Vortheil handeln konnte, daß er die Frohndienste abschaffte, und die großen Gemeindetriften, auf welchen seine Heerden auch weideten, den Gemeinden zur Urbarmachung umsonst überließ? Und was war es nicht für ein wunderliches Unternehmen, Holz zu säen, schlechtes, ge=

meines Waldholz, das seit der Welt Anfang wild gewachsen ist! — Zu geschweigen, daß es weit mehr einbringt, wenn man das Holz niedermacht und die kahlen Plätze in Acker verwandelt. — Was brauchte die Herrschaft eine Bürger- und Bauernbibliothek zu errichten, und sie sogar durch die Gemeindevorsteher unter dem Namen einer gemeinnützigen Anstalt anpreisen zu lassen? Sind nicht die gemeinen Leute in diesen aufgeklärten Zeiten schon mehr als zu klug? — Wozu sollten die jährlichen Volksfeste nützen, die der Herrschaft nur Aufwand verursachten? Genug, wenn man den Leuten die Erlaubniß gab, sich für ihr eignes Geld lustig zu machen. Und die großen sehr bedenklichen Veränderungen im Religionswesen, die man so ganz im Stillen vorgenommen hatte, ohne dazu vom Consistorio beauftragt zu seyn, die hätten doch füglich unterbleiben können. Was brauchten denn die gemeinen Leute zu wissen, daß Sittlichkeit und Menschenliebe die Hauptsache der Religion sey, und daß der Mangel an eignem Verdienst durch den Glauben an ein fremdes nicht ersetzt werden könne? Wenn solche Grundsätze allgemein herrschend würden, so gäb' es ja für die Gerichtsbehörden, die doch auch leben wollen, nichts mehr zu strafen,

zu entscheiden und auszugleichen, und am Ende könnten die Leute gar verlangen, ihre Obern und Vorgesetzten sollten auch so denken und handeln, wie sie, und Alles um Gottes und der lieben Pflicht willen thun. —

Leider! war dieß die Denkart vieler angesehenen Personen in der umliegenden Gegend, daher sie mit der Hoheneichner Aufklärung eben so wenig, als mit ihrem ersten Urheber zufrieden seyn konnten. Selbst die Prediger in den fürstlichen Ortschaften stimmten größtentheils bey; denn die Pächter, Verwalter, Beamten und Forstmänner, die immer auf dem Lande die gebietenden Herren sind, waren ihre Gönner und Freunde, und sie durften es nicht mit ihnen verderben, wenn sie sich nicht unaufhörlichen Beeinträchtigungen ihrer Rechte und Emolumente aussetzen wollten. Ihr wackrer Amtsbruder in Hoheneichen war ihnen, so wie die andern in Tannenberg, Mooßkirchen und den übrigen Orten, die seit der neuen Ordnung der Dinge waren eingesetzt worden, ein Dorn in den Augen; denn in allen herrschaftlichen Kirchen war der alte Sauerteig ausgefegt, der letzte Ueberrest des alten Aberglaubens abgeschafft worden; man hatte durchgängig neue

Gesänge, neue Gebete, neue Feierlichkeiten eingeführt, die alle zweckmäßig, mannigfaltig, geist- und geschmackvoll und zu religiöser Erhebung geschickt waren, und was das Aergerlichste war: fast Niemand hatte darüber gemurrt; im Gegentheil waren auch die gemeinsten Leute damit so zufrieden, als ob sie das Bessere einsähen. — Nicht genug, daß diese aufgeklärten Geistlichen wie andre Menschen lebten und webten, und an geselligen Freuden ohne Scheu Theil nahmen; nein, es war sogar so weit gekommen, daß sich Niemand mehr daran stieß, und dieß war für Jene, die es in ihrem finstern Gebiete nicht durften, am alleranstößigsten. Hatten auch Manche von ihnen bessere Einsichten, so verläugneten sie dieselben aus Schaamgefühl, weil sie in ihrer beschränkten Lage davon keinen Gebrauch machen konnten.

Nur Schade, daß man über die in dem freundlichen Ländchen aufgegangene Sonne keine Macht hatte, daß man zusehen mußte, wie sie fortschien, und mit ihren segensvollen Strahlen Alles erwärmte. Auch den Schöpfer dieses wohlthätigen Lichts mußte man unangetastet lassen; denn Alles, was er gewirkt hatte, war unter einer höhern Authori-

tät geschehen, und um diese gegen ihn einzunehmen gab es nur Einen Weg — durch ihn selbst.

Doch, die Launen des Zufalls sind auch manchmal den Kindern der Finsterniß günstig, die sich denn auch großentheils recht meisterlich auf die Kunst verstehen, den Zufall vorzubereiten, und in ihr Interesse zu ziehen. Ein großer Theil der Herrschaft Hoheneichen war von fürstlichen Waldungen umgeben, über welche der Oberforst- und Wildmeister von Heldreich gesetzt war. Dieser stolze, rauhe, menschenfeindliche Mann, der außer seinem Golde nichts liebte, als das gefräßige Wild, das er in seinen Revieren bis zur Ungebühr pflegte, haßte den Geist der Menschlichkeit, der in den Grenzen des benachbarten Gebiets waltete; schalt auf den Neuling, der mit seinem Aufklärungseifer die Köpfe der Leute verrückt habe, und schrieb es lediglich dem bösen Beyspiele zu, daß die fürstlichen Unterthanen sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen von den Beamten nicht mehr wie sonst, wollten gefallen lassen. Sie hatten freylich ein Recht zu murren, daß sie ihr Bau- und Brennholz um ein Drittheil theurer bezahlen mußten, als die herrschaftlichen Unterthanen, und daß sie noch überdieß mit schlechtem, halb verdorbe-

nem Holze vorlieb nehmen mußten, indeß die stärksten und gesundesten Baustämme zu Brennholz für die Beamten gefällt und die ihnen angewiesenen Deputate ungebührlich vergrößert wurden; sie hatten ein Recht zu murren, daß ihre Saaten von Ebern durchwühlt, ihre Früchte von den gierigen Herren des Waldes weggeraubt wurden; — aber was fragt ein Heldreich, was fragen seine ihm gleichgesinnten Mitbeamten nach Recht und Billigkeit! Der Unterthan muß schweigen und dulden, und wehe ihm, wenn er laut wird! Ihm drohen Ketten und Kerker.

Für so einen Wildmenschen mußte nothwendig der edle Tannenberg ein belachenswürdiger Narr und Felser mit seinen gemeinnützigen Anstalten ein verhaßter Aufklärer seyn, der die Köpfe der Leute verrückte. Aber sein Haß gegen den geschützten Günstling eines angesehenen Landstandes war ohnmächtig, und es blieb ihm, seinen Verdruß auszulassen, nichts übrig, als daß er seine Raubthiere auch auf die Felder der herrschaftlichen Unterthanen zur Plünderung ausschickte.

Schon bey den Lebzeiten des Grafen hatten die in der Nähe des Waldes liegenden Ortschaften sich über den beträchtlichen Schaden beschwert, der von

dem fürstlichen Wilde durch übertriebne Hegung desselben ihnen zugefügt werde, und der Graf hatte nicht gesäumt, diese gerechte Beschwerde seiner Unterthanen vor die Regierung zu bringen. Auch war der Oberwildmeister von der höchsten Instanz befehligt worden, zur Verhütung alles Schadens den Wald umzäunen zu lassen; aber die Zäune waren so niedrig und schlecht gemacht worden, daß die leichtern Stücke ihn überspringen und die schwerfälligen sich hindurcharbeiten konnten. Es blieb daher immer beym Alten, und die Nachbarn des Waldes halfen sich, so gut sie konnten, durch ausgestellte Wachten und nächtliche Scheuchfeuer, wodurch sie freylich den Schaden nur vermindern, nicht ganz von sich abwehren konnten.

Aber jetzt ereignete sich ein Vorfall, der die Gemüther in Aufruhr brachte, und zugleich für den würdigen Mann, dessen thatenreiches Leben hier dargestellt wird, die bittersten Folgen hatte. Ein junger unerfahrner Bauerssohn aus einem herrschaftlichen, hart am Walde gelegenen Dorfe hatte ein Reh, das seit mehrern Nächten das Pflanzenfeld seines Vaters beschädigt hatte, ertappt und getödtet. Unglücklicherweise überraschten ihn, als er eben seine Beute — nicht fortträ-

gen, sondern verscharren wollte, zwey fürstliche Jäger, die ihn mit barbarischen Schlägen so jämmerlich zurichteten, daß er kaum das erste Haus im Dorfe erreichen konnte, und nach einigen Stunden den Geist aufgab. Der Richter und die Gemeindeältesten zeigten die Greuelthat sogleich ihrem Gerichtsherrn an, der den Justiziar Berger an den Oberwildmeister schickte, und ihn zur Untersuchung der von seinen Jägern verübten Grausamkeit auffordern ließ; allein der Oberwildmeister gab den kurzen Bescheid: der Bursche habe den Lohn bekommen, der ihm gebühre, denn ein Wilddieb habe nach dem Jagdrecht das Leben verwirkt; es sey recht gut, daß einmal ein Exempel sey statuirt worden; Andre möchten sich daran spiegeln und vor Unglück in Acht nehmen. Wer übrigens die Bursche gewesen wären, die sich so brav gehalten hätten, könne er nicht wissen, denn es wären ihrer viele; auch halte er nicht für nöthig, es weitläuftig zu untersuchen.

Diesen unmenschlichen Bescheid des Oberwildmeisters erfuhren die herrschaftlichen Unterthanen, die an der Waldseite wohnten, durch seine eignen Domestiken, in deren Gegenwart er ihn dem Justiziar Berger ertheilt hatte, und

wurden dadurch so aufgebracht, daß sie sich zu Hunderten mit Flinten, Keulen und Spießen bewaffneten, in den Wald zogen, und alles Wild, dessen sie habhaft werden konnten, erlegten, ohne jedoch ein einziges Stück mit sich zu nehmen. Der Baron Tannenberg erfuhr diese Ausschweifung seiner Unterthanen wegen der beträchtlichen Entfernung vom Walde erst am zweyten Tage, da sie noch fortgesetzt ward, und der ergrimmte Wildmeister bereits Anstalten gemacht hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Seine Bestürzung war um so größer, da er am Morgen des nemlichen Tages den Justiziar mit einer Klage gegen den Oberwildmeister an die Regierung geschickt hatte, und er wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er zu seinem Freunde Felser nach Ruhthal eilte, und diesen, dem er mehr Gewicht und Ansehen, als sich selbst, zutraute, beauftragte, dem Unfuge, dessen unglückliche Folgen sich voraussehen ließen, baldmöglichst Einhalt zu thun.

Robert konnte nicht unschlüssig seyn, aus Auftrag zu thun, was er, wenn er von ohngefähr dazu gekommen wäre, aus eignem Pflichtgefühl würde gethan haben, und nach einer kurzen Beruhigung seiner Gattin, die ihn mit Thränen bat,

sich ja nicht in Gefahr zu begeben, sprengte er fort, und kam in geflügeltem Galopp bey dem noch in voller Arbeit begriffenen Bauernkorps an, als grade von einer andern Seite der Oberwildmeister mit einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Jäger auch ankam, die aber schüchtern anhielten, als sie die Uebermacht der Bauern sahen, und keine Lust bezeugten, sich in einen so ungleichen Kampf einzulassen.

„Haloh! Bursche! Angegriffen! — brüllte der Oberwildmeister zu seinen Leuten; aber die Bauern waren fertiger zum Angriff als seine Leute. Ein einziger von den Jägern hatte den Muth zu schießen, und in diesem Augenblicke drangen sie stürmisch auf den Jägertrupp ein, der sich mit seinem Anführer erschrocken zurückzog. Doch jetzt flog Felser herbey, der sein Pferd eiligst an einen Baum gebunden hatte, und stellte sich grade zwischen die Bauern und Jäger. So bald Jene den Allgekannten erblickten, machten sie Halt, und zogen ehrerbietig die Mützen. Der Oberwildmeister wandte mit seinen Leuten auch um, und wagte es nicht, die fehlgeschlagene Aufforderung zum Angriff zu wiederhohlen.

„Freunde! was habt ihr gethan! redete Felser mit Ernst und Bewegung die Seinigen an. Indeß euer väterlicher Herr schon wirksame Anstalten getroffen hat, die euch verweigerte Genugthuung euch durch ein höheres Gericht zu verschaffen, gebt ihr euch selber Genugthuung, und begeht dadurch ein Verbrechen. Der gute Herr ist über die erhaltene Schreckensnachricht ganz außer sich, und sendet mich her, seine verirrten Kinder, die er in diesem Zustande nicht sehen mag, auf den Weg der Ordnung zurückzuführen. Ich kann mir vorstellen, wie ihm bey seinem gefühlvollen Herzen zu Muthe seyn muß, da ich euch selbst ohne die innigste Wehmuth nicht ansehen kann. Wüßt ich nicht gewiß, daß ihr es wäret, kennt' ich euch nicht größtentheils von Person, so würd' ich behaupten, es wäre nicht möglich, daß ihr es seyn könntet. So lange ich euch kenne und unter euch wirke, habt ihr euch immer als vernünftige, ruhige, gesittete Menschen betragen, und jetzt seyd ihr euch auf einmal so ganz unähnlich geworden. Gott! wie habt ihr nur auf den unseligen Einfall gerathen können, euch mit strafbarer Selbstrache an dem Eigenthum eines Fürsten zu vergreifen, dessen Gerechtigkeit die Bösewichter gewiß nicht unbestraft lassen wird?

Felser war von seinem Parforceritt so erschöpft und ermattet, daß er nicht fortsprechen konnte; der Schweiß lief wie Wasser von seinem Gesichte. Und jetzt da er schwieg, trat ein bejahrter Mann aus der Mitte hervor, und mit niedergesenktem Haupte sprach er: Glauben Sie's nur, hochgeehrter Herr Rath, wir hätten's wahrhaftig nicht gethan, und wir erkennens auch, daß es nicht recht war; aber die schlechte, abscheuliche Antwort, die der Mensch da (auf den Oberwildmeister zeigend) — wenn er noch so heißen kann — unserm hochgeehrten Herrn Gerichtsdirektor gegeben hat, jagt' uns alle in Harnisch, und wir konnten uns nicht halten; es trieb uns mit Gewalt hinaus, seinem Wilde, das uns schon so lange unsre Früchte geraubt hat, und nun auch gar unsre Kinder raubt, den Garaus zu machen.

Der Oberwildmeister (ergrimmt). Bursche, schießt auf die Rotte!

Felser (sich zu ihm wendend mit Würde). Herr Oberwildmeister, es war nicht recht, daß diese Leute in Ihre Gerechtsame eingriffen; aber es ist auch wahrlich! nicht recht, daß man Thiere schont zur Plage für Menschen. Der Fürst hält in diesem Revier keine Lustjagden, daß es zu sei-

nem Vergnügen nothwendig wäre, eine so starke Bevölkerung des Waldes zu unterhalten; es ist blos Ihre Laune, und sie möchte Ihnen immer vergönnt seyn, wenn Sie nur dafür sorgten, daß die gnädigst anbefohlnen Gehäge in besserm Stande wären, als es leider! der Fall ist.

Der Oberwildmeister. Unverschämter! Sie wagen es, mir Gesetze vorzuschreiben?

Felser. Das brauche ich nicht; denn Sie haben schon Ihr Gesetz, das Sie richtet.

Der Oberwildmeister. Alle Wetter! Sie sollen sehen, daß ich mich rächen kann.

Felser. Ich bezweifle dieß gar nicht, denn Ihr Bescheid, der sogar das Gefühl dieser gemeinen Leute empört hat, beweist schon, daß Sie mehr können, als man von einem Menschen erwartet.

Der Oberwildmeister (nach dem Hirschfänger greifend). Was hält mich ab, daß ich Sie auf der Stelle....

Die Bauern dringen mit Ungestüm vor.

Felser. Zurück! Ihr seyd nicht zu Schiedsrichtern verordnet. — (zum Oberwildmeister) Uebrigens rathe ich Ihnen um Ihrer eignen Sicherheit willen, sich mit Ihrem Gefolg zu entfer-

nen. Mein Leben würde mir für die Wahrheit nicht zu theuer seyn, aber auch das Ihrige und mehrerer Menschen Leben hängt von dem meinigen ab. Daß kein Exceß weiter von unsern Leuten geschieht, dafür bürge ich Ihnen.

Ein Bauer. Ja, wenn unserm lieben Herrn Rath nichts Leides geschieht, so wollen wir ruhig nach Hause gehen.

Alle durcheinander. Ja, das wollen wir.

Der Oberwildmeister. Geht zum Teufel! Ihr sollt mir für diesen Frevel sammt eurem saubern Anführer hart genug büßen müssen.

Felser (entrüstet). Wer ist der Anführer?

Der Oberwildmeister. Sie, Herr; Sie selbst und kein Andrer.

Felser (mit Fassung). Sie haben Recht. Ich war Anführer zur Ordnung und Ruhe, und dazu hat mein Herr mich gesandt. Daß Sie es nicht so gemeint haben, ist von Ihren Sünden die verzeihlichste.

Der Oberwildmeister (zähnknirschend). So wahr ich bin, es soll Alles auf Ihren Kopf fallen.

Felser. Das können Sie — nur wollen. (Zu den Bauern) Kommt und folgt mir.

Je weiter sich Felser mit der ihm augenblicklich gehorchenden Menge entfernte, desto herzhafter fluchte der Oberwildmeister nach; aber der Mann, dem es vorzüglich galt, war zu groß, es zu hören; auch beschäftigten sein Gemüth mehr als Alles, die schlimmen Folgen, welche den armen Leuten drohten, die sich einer nicht zu rechtfertigenden Ausschweifung schuldig gemacht hatten. Vor einem philosophischen Richterstuhle waren sie allerdings zu entschuldigen; aber es war Felsern, wie uns Allen bekannt, daß man bey unsern hohen und höchsten Tribunalen meist nach dem todten Buchstaben richtet, und zur Abwägung der Imputation weder die innere Reizbarkeit noch die äußere Veranlassung in die Wagschale mit einlegt. Es sollte freylich — unsre rechtshochgelahrten Leser werden dieß ohnmaßgebliche Urtheil einem Layen, wie Felser war, gütigst verzeihen — es sollte so nicht seyn; wenigstens würde man zu Richtern und Urthelsverfassern keine Gelehrten brauchen, wenn sie nichts weiter als Schildwachten seyn sollten, die auf jeden, der sich über die Linie verirrt hat, ohne Unterschied losfeuern; —

sie sollten vielmehr dem todten Gesetze mit ihrem Geiste Leben einhauchen, über die Anwendbarkeit des Gesetzes auf Personen und Umstände mit Einsicht entscheiden, und die volle Strafe nur bey der vollen Verschuldung eintreten lassen. Da aber nur freye Handlungen dem handelnden Wesen imputirt werden können, so würde die volle Verschuldung und mithin auch die volle Strafe nur dann Statt finden, wenn das begangene Verbrechen ein durchaus freyer Akt war, wozu kein innerer oder äußerer Zwang mitwirkte. Nach diesen Grundsätzen, die ein philosophischer Richter für gültig anerkennen mußte, hatten die auf den ersten ermahnenden Zuruf zur Ordnung zurückkehrenden Landleute wegen ihres gewaltsamen Eingriffs in fremde und höhere Gerechtsame zwar eine Züchtigung verdient, aber keinesweges konnte das Gesetz in seiner ganzen Strenge auf sie angewendet werden; denn das Gefühl der erlittenen Bedrückung, und noch mehr das durch die Greuelthat der fürstlichen Jäger, wie durch den unmenschlichen Bescheid des Oberwildmeisters empörte Menschengefühl hatte sie zu jener Ausschweifung gereizt und getrieben. Dieser letztere Bestimmungsgrund kam ihnen zu ihrer Vertheidigung ganz besonders zu statten; denn

es erhellte daraus eine Achtung für Menschenwerth, die ihnen, bey der Niedrigkeit ihres Standes, zwiefach zur Ehre gereichte; wenigstens mußte diese vor einem menschlich fühlenden Richter ihre Verschuldung mindern, und ihn zu einer gelinden Bestrafung ihres Vergehens bestimmen.

Doch bey allen dem, was nach Roberts Einsicht seyn sollte und mußte, war ihm wegen dieser Verirrten, die er brüderlich liebte, sehr bange; denn er kannte die Menschen und auch die Richter, wie sie großentheils sind; er wußte, daß es bey den höchsten Gerichtshöfen leichter sey, für einen Menschenmord Begnadigung zu erlangen, als für eine Gewaltthätigkeit, die an fürstlichem Wildpret verübt wird; daß man eine Verletzung des fürstlichen Waldes mit lebenswierigen Ketten bestraft, indeß der Höfling und Schmeichler, der das Herz des Fürsten verdirbt, ungestraft und sogar mit den Ehrenzeichen des Verdienstes prunkend einhergeht.

Daß Robert hierbey nicht an sich dachte, und nichts für sich selbst fürchtete, bedarf keiner Erwähnung; denn wäre es auch dem Oberwildmeister mit seiner lächerlichen Drohung Ernst gewesen, so hätte er doch schlechterdings keinen

Schein von Verdacht auf ihn bringen können, daß er den Bauernaufstand gebilligt, geschweige denn angestellt habe. Verläumdungen konnte er allerdings fürchten; aber sein unerschütterlicher Glaube an die Menschheit erhob ihn über die ängstliche Besorgniß, daß man auf Verläumdungen achten und nach diesen ihn verurtheilen würde. Und wie hätte auch der Menschenfreund jetzt an sich selbst denken können, da den Hunderten, die ihn begleiteten, ein fast unabwendbares Unglück bevorstand? Er sah und dachte nur sie, war nur ihrentwegen besorgt, und sann mit angestrengtem Geiste nur darauf, was sich etwa thun lasse, um der höchsten Gerichtsstelle ein gelinderes Urtheil für die Schuldigen abzugewinnen. Aber mit aller Anstrengung konnte er nichts weiter erfinden, als was sich ihm augenblicklich darbot, nemlich ein warmes Fürwort von Seiten der Herrschaft, bey dem zwar schwachen, aber gutmüthigen und Billigkeit liebenden Fürsten. Der Baron mußte selbst am nächstfolgenden Morgen in die Residenz eilen, und dem Fürsten, zu welchem er, vermöge seines Ranges, freyen Zutritt hatte, die Ausschweifung seiner Unterthanen von ihrer wahren und mithin verzeihlichsten Seite vorstellen. Er mußte sich

dann auch zu einer Fürbitte bey den ersten Dienern des Fürsten, die seinen Willen regierten, herablassen, und sich mit einer goldgefüllten Börse versorgen, um ihre feilen Herzen für die Sache der Menschlichkeit zu erkaufen.

Daß der edle Freyherr zu diesem Allem erbötig seyn würde, war nicht zu bezweifeln; denn wie hätte er sich, als Vater, schämen können, um Begnadigung für seine Kinder zu bitten? Und warum hätte er nicht gern etwas von seinem eignen Vermögen aufopfern sollen, um nicht eine große Anzahl arbeitsamer und glücklicher Hausväter mit ihren Familien in Armuth und Elend versinken zu sehen?

Diese sichre Erwartung wirkte auf Felsers beunruhigtes Gemüth doch so viel, daß er sich wieder sammeln und der in ehrerbietiger Stille ihm nachfolgenden Menge noch einige Worte der Ermahnung zum Abschiede zurücklassen konnte.

„O meine Freunde — sagte Felser mit einem Tone, der die tiefste Bewegung ausdrückte — wie gern möchte ich diesen Tag aus der Reihe eurer durchlebten heraustilgen! Ihr habt an diesem Tage Böses gethan, das ihr mit eurem besten Willen nicht wieder gut machen könnet. So groß

euer Vergehen ist, so könnte es gleichwohl ein noch weit größeres seyn, ohne die unglücklichen Folgen nach sich zu ziehen, die euch bevorstehen. Ihr hattet allerdings Ursache zum Unwillen über das Verfahren des Oberwildmeisters; aber Ihr mußtet als belehrte Menschen doch wissen, daß die Selbstrache unedel und gesetzwidrig ist, und überdieß hättet ihr auch bedenken sollen, daß der Wald mit seinen Thieren nicht dem Oberwildmeister, sondern dem Fürsten gehöre, der ihm die Verwaltung seines Eigenthums anvertraut hat. Aber dieß Alles vergaßt ihr in eurem aufbrausenden Zorne; wie Berauschte, die ihrer Sinne nicht mächtig sind, stürztet Ihr fort, ohne nach Recht und Unrecht zu fragen, und wer weiß, wie lange Ihr noch in eurem Taumel fortgetobt hättet, wenn nicht die Hand der Freundschaft, ach! nur zu spät, euch ergriffen und auf den verlassenen Weg der Ordnung zurückgeführt hätte. An Euch habe ich leider! erfahren, daß auch der Geist der Sittlichkeit ausschweifen und die Gestalt eines unsaubern Geistes annehmen kann. Euer Abscheu gegen Ungerechtigkeit und Menschenverachtung war edel und rühmlich, aber der Ausbruch desselben war schrecklich und strafbar. Der nachsichtigste Richter kann euch

nicht freysprechen, und es ist kaum denkbar, daß Ihr ungestraft durchkommen solltet, obschon Euer guter Herr es gewiß nicht an Fürsprache wird fehlen lassen, um die harten Strafen, die auf Vergehungen dieser Art gesetzt sind, von Euch abzuwenden. Auf Eurer Seite könnet ihr nichts weiter thun, als daß ihr Euch von nun an ruhig verhaltet, und wenn man Euch zur Rechenschaft vorfordert, nicht etwa Einer die Schuld auf den Andern wälzt, sondern vielmehr einstimmig bekennt, daß Ihr in gleichem Maaße gefehlt habt. Wolltet ihr zu eurer Selbsterhaltung diejenigen unter Euch, die am heftigsten waren und den Andern mit aufrührischem Beispiele vorangiengen, als Häupter und Anstifter des Unfugs der Obrigkeit anzeigen, so würdet Ihr durch dies unbrüderliche Verfahren die Untersuchung und Entscheidung der Sache nur verlängern, Einige Eurer Brüder ganz unglücklich machen, und gleichwohl als Mitschuldige der verdienten Strafe keineswegs entgehen. Darum bitte ich Euch: Haltet zusammen auch in der Prüfung, und entschuldige sich keiner auf Kosten des Andern. So werdet Ihr Euch insgesammt ein erträgliches Schicksal bereiten.

Einer aus der Menge. Warum sollten

wir Ihnen nicht folgen? Sie haben uns ja immer Gutes gerathen.

Felser. Wollte Gott! Ich wäre diesen Morgen bey Euch gewesen, so hätte ich Euch noch Besseres rathen können.

Ein Andrer. Ja, dann wär' es gewiß nicht so weit gekommen.

Felser (mit Herzlichkeit). O daß ich mehr könnte, als wünschen und für Euch bitten! — Nun, hoffet das Beste, aber seyd auf das Aergste gefaßt. Die fühlende Menschheit wird Euch bedauern, wenn das Gesetz Euch verurtheilt, und jeder Redliche wird den Urheber Eures Unglücks verachten. Mit dieser Vorstellung tröstet Euch untereinander. Sie flöße Euch zur Ertragung Eures Schicksals Geduld und Standhaftigkeit ein!

Alle drängten sich beym Lebewohl zu ihm, und reichten ihm treuherzig die Hand; dann, seiner Ermahnung gehorsam, giengen sie aus einander, und Jeder kehrte, mit sich unzufrieden und reuvoll, in seine Wohnung zurück.

In vollem Trabe eilte jezt Felser über Ruhthal nach Hoheneichen, um erst Elisen nur mit zwey Worten, und hierauf den Baron ausführlicher von dem Erfolge seiner Expedition

zu benachrichtigen; aber sein ganzer Weg war eine fortlaufende Reihe von Gedanken und Betrachtungen über den so eignen und unerwarteten Vorfall. Unter andern drängte sich ihm der unwillkommene Gedanke auf, daß man doch wohl nicht ganz unrecht habe, wenn man die revolutionären Auftritte unsers Zeitalters der Aufklärung zur Last lege. So wenig dadurch seine Ueberzeugung von dem Werthe ächter Aufklärung, wie er sie in seinem Wirkungskreise zu verbreiten sich bemüht hatte, geschwächt werden konnte, so war es ihm doch nicht gleichgültig, daß der Hoheneichner Bauerntumult jenem Urtheile finstrer Köpfe eine scheinbare Bestätigung darbot. In dem ganzen Fürstenthume hatte sich noch kein ähnlicher Auftritt ereignet; die Unterthanen hatten ihre drückenden Lasten zwar nicht ohne Murren getragen, aber doch bisher noch keinen Versuch gewagt, sich selbst Erleichterung zu verschaffen. Doch war es nicht zu läugnen, daß außer Hoheneichen noch überall viel Finsterniß herrschte, denn auch am ***schen Hofe, wo der würdige Minister, den Felser einst kennen und schätzen lernte, nicht mehr das Staatsruder führte, hatte man seit einiger Zeit den Grundsatz angenommen, daß es unpolitisch sey, unter dem großen

Haufen Licht zu verbreiten, und, so weit es der Anstand erlaubte, die Dunkelheit zu erhalten gesucht; nur die Hoheneichner, auf welche die Regierung keinen unmittelbaren Einfluß hatte, waren durch ihre Vormünder aus dem Stande der Unmündigkeit herausgeführt worden; sie klebten nicht mehr an verjährten Vorurtheilen und Irrthümern; sie gebrauchten ihre Vernunft; dachten und prüften, ehe sie glaubten; helle Einsichten und gesunde Begriffe waren in ihrer Mitte einheimisch; — und grade sie waren die ersten, welche aufrührische Gesinnungen zeigten, gewaltsame Eingriffe in die höchsten Gerechtsame wagten; wer sah da nicht offenbar die verderblichen Folgen ihrer gerühmten Aufklärung? Hätte man sie doch bey ihrer alten Weise gelassen; so lange sie die hatten, waren sie ruhige Unterthanen, geduldige Lastträger.

Daß man so urtheilen würde, sah Felser voraus, und er selbst konnte, als unbefangener Richter, nicht viel anders urtheilen. Die Aufklärung der Hoheneichner hatte, wie er aufrichtig gestand, an ihrem jetzigen gesetzwidrigen Verfahren wirklich einen bedeutenden Antheil. Sie hatten in einer ziemlichen Reihe von Jahren über

alle Gegenstände des menschlichen Wissens richtiger denken gelernt; sie waren mit ihren Pflichten, aber auch mit ihren Rechten und Ansprüchen vertrauter geworden; der Name Menschheit hatte für sie Gewicht erhalten, sie waren zum Bewußtseyn und Gefühl ihrer eignen Würde gekommen; sie erkannten und fühlten, daß sie nicht bloß zum Dienste der Höhern und Vornehmern da wären, sondern vermöge ihrer natürlichen Gleichheit mit ihnen auch Anspruch auf Wohlseyn und Glückseligkeit hätten.

Eben so lichtvolle Begriffe hatten sie auch über das Verhältniß zwischen Obrigkeiten und Unterthanen; sie kannten ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten, und glaubten daher eine gerechte und menschliche Behandlung fordern zu können, um so mehr, da ihre eignen Vorgesetzten, an die sie zunächst gewiesen waren, sich selbst für verbindlich erklärten, keinem ihrer Untergebenen unrecht zu thun; vielmehr Jeden bey seinen Rechten zu schützen, und das Wohl Aller auf jede Art zu befördern.

Sonach war freylich die Aufklärung an ihrem Vergehen nicht unschuldig; sie mußten die ungerechte und wahrhaft unmenschliche Behandlung des

Oberwildmeisters stärker empfinden, als Andre, die in ihrer Einfalt glaubten, es müßte so seyn, und in ihrem niedrigen Sklavensinn sich der Bedrückung als einer eisernen Nothwendigkeit unterwarfen. Stärker und lebhafter mußte daher auch Jener ihr Unwille seyn; die kalte Menschenverachtung des Oberwildmeisters mußte sie heftiger erschüttern, als Andre, die der Menschheit Würde nicht kannten, und folglich auch für ihren eigenen Werth kein Gefühl hatten. Daß ihr empörtes Gefühl sich äußerte, ihr gereizter Unwille ausbrach, war ein ganz natürlicher Gang, und die letzte Folge der Aufklärung. Aber jetzt standen zwey Wege offen, ein gesetzmäßiger und ein gesetzwidriger. Daß sie grade den letztern ergriffen, war aufgeklärter Menschen allerdings unwürdig; es war einer von den schlimmen Streichen, welche die Leidenschaft so oft der Vernunft spielt, eine Ausschweifung der Sinnlichkeit, wie sie manchmal auch die verständigern, über Gesetz und Pflicht vollkommen unterrichteten Menschen beschleicht. Aber bey Unaufgeklärten würde es so weit nicht gekommen seyn; sie wären des leidenschaftlichen Unwillens, der sie zur Ausschweifung hinriß, gar nicht fähig gewesen. Leibeigene Knechte, die sich zum Last-

tragen bestimmt fühlen, und sich selbst nicht besser achten, als sie von ihren Despoten geachtet werden, seufzen bloß unter ihrer Bürde, und tragen sie duldsam; freye Bürger hingegen, die ihre höhere Bestimmung kennen und sich selbst darnach schätzen, weigern sich, ihren Nacken unter das aufgedrungene Joch zu beugen; ihrer gerechten Sache gewiß, haben sie Muth genug, den Despoten in die überschrittenen Grenzen seiner Herrschaft zurückzuweisen, und seiner angemaaßten Gewalt sich mit Kraft und Nachdruck entgegenzustellen. Wie sie dieß thun, ob legal oder gewaltsam, ruhig oder tumultuarisch, hängt gemeiniglich von den Umständen und der Stimmung des Augenblicks ab. Ein einziger Zuruf der besonnenen Vernunft würde die Hoheneichner eben so leicht von ihrer Ausschweifung abgehalten haben, als er sie mitten im Tumult aufhielt, und zur Ordnung zurückführte.

Dieß waren die ernsthaften Reflexionen, welche Robert, als er von der ersten Bestürzung zu sich gekommen war, auf seinem einsamen Rückwege anstellte, und das Resultat derselben war eine bejahende Antwort auf die Frage, von welcher er ausgegangen war, ob man die bürgerlichen Revolutionen unsrer Zeit der unter dem Volke sich im-

mer mehr verbreitenden Aufklärung schuld geben könne. „Es ist wirklich so — gestand der unpartheyische Robert — ein aufgeklärtes Volk kann Tyranney und Bedrückung nicht schweigend ertragen; es muß unzufrieden und aufgebracht werden, wenn es seine Rechte, die es kennet, gekränkt, seine Würde, die es fühlet, entehrt sieht; und wer kann dafür stehen, daß es nicht irgend einmal, wenn es zu heftig gereizt wird, aus den Schranken der Ordnung heraustrete, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen?"

„Aber soll darum die Finsterniß immerfort herrschen, und das Menschengeschlecht seiner Bestimmung nie näher rücken? Soll es ewig in der Unwissenheit bleiben, und nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen? Welcher noch so dummdreuste Obskurant würde sich nicht schämen, dieß zu behaupten? Zugegeben, daß die Aufklärung hier und da Unheil stifte; sie stiftet es doch nur durch ihre Verbindung mit den reagirenden Kräften der Unvernunft, der Herrsch- und Gewinnsucht. Käme die Aufklärung durchaus von oben herab, anstatt sie — wenigstens in manchen Ländern und Orten — von unten heraufgeht; wären die höhern Stände ohne Ausnahme auch die erhabenen;

leuchteten alle Vorgesetzten ihren Untergebenen mit Edeldenken und Rechthandeln vor, und wäre sonach vom Throne bis in die Hütten die Aufklärung allgemein herrschend, so würde sie nirgends Unheil stiften, sondern durchaus heilbringend und segenreich seyn. Hätten die Hoheneichner einen aufgeklärten Oberwildmeister zum Nachbar, so würde das Wild nicht ihre Felder verwüstet, seine Diener würden eines erschlagenen Rehbocks wegen nicht einen Menschen ums Leben gebracht, am wenigsten aber würde er selbst die mit Recht geforderte Untersuchung und Genugthuung so verächtlich zurückgewiesen haben, und dann würde man gewiß nicht die Hoheneichner Volksaufklärung haben beschuldigen können, daß sie zu Aufruhr und Empörung verführe. Sie wirkte auch hier den gesetzwidrigen Schritt nur durch ihre unglückliche Verbindung mit einer reagirenden Macht. Und so ist es überhaupt; — nur wo die Finsterniß dem Lichte entgegen kämpft, da brennt und zerstört es bisweilen; aber der Kampf des Lichts mit der Finsterniß wird von selbst aufhören, wenn es überall hell seyn wird."

Robert konnte sich nach dem so richtig modificirten Resultate seines ernsthaften Nachdenkens

keinen Vorwurf darüber machen, daß er in seinem Wirkungskreise Aufklärung zu befördern gesucht habe, ob es ihm gleich mehr als wahrscheinlich war, daß vor zehn bis funfzehn Jahren, als die Hoheneichner von Menschenwerth noch wenig oder nichts wußten, und den hochfürstlichen Oberwildmeister für einen Mann hielten, dem Alles erlaubt sey, unter den nehmlichen Umständen kein solcher Auftritt, wie der jetzige, würde erfolgt seyn.

„Wie kann ich denn — sagte Robert sich selbst beruhigend — von dem fast allgemeinen Schicksale Derer, die das Gute redlich wollen und eifrig wirken, eine Ausnahme verlangen? Es ist ja sehr oft so: Was an sich gut und für das Ganze wohlthätig ist, hat für Einzelne und bisweilen sogar für Viele schädliche Folgen. Aber soll denn, was die Vernunft für gut und recht anerkennt und sittlichen Wesen gebietet, soll es wegen der Möglichkeit eines daraus entstehenden partialen Nachtheils unterbleiben? Der Werth des moralischen Guten kann ja überhaupt nicht durch seine physischen Folgen bestimmt werden.“

So mit sich selbst zufrieden kam Robert zu Elisen, die mit Ungeduld seiner harrte, zurück; aber kaum hatte er Zeit gehabt, ihr zu sagen, daß

der Aufruhr gedämpft und die Ordnung wiederhergestellt sey, als ein Eilbote aus Hoheneichen kam, um Felsern zu benachrichtigen, der Baron sey plötzlich von einem sehr heftigen Fieber überfallen worden; die Baronin sey außer sich, und lasse ihn dringend bitten, mit seiner Hülfe ja keinen Augenblick zu verziehen.

Eine Nachricht, wie diese, würde dem gefühlvollen Felser zu keiner Zeit gleichgültig gewesen seyn; aber unter den jetzigen Umständen war sie für ihn im höchsten Grade erschütternd, denn es drängte sich ihm sogleich der traurige Gedanke auf, daß der Baron durch die ihm zugestoßne Krankheit unfähig werden könnte, sich für seine strafwürdigen Unterthanen auf eine wirksame Art zu verwenden. Seiner selbst kaum bewußt bestieg er wieder das noch gesattelte Pferd, und flog nach Hoheneichen, wo er den Baron in einem Zustande fand, der nicht dazu geeignet war, sein banges Herz zu beruhigen.

Schrecken, Angst und Erhitzung hatten auf Tannenbergs reizbare Nerven nur allzu mächtig gewirkt. Sein voller Puls gieng unordentlich; seine Stirne war glühend; mit offenen Augen schien er von Allem, was um ihn her vorgieng,

und selbst von der Annäherung seines Freundes, nichts zu bemerken. Amalie wand angstvoll die Hände; auch ihre Mutter weinte seitwärts, und Robert konnte ihnen zu ihrer Beruhigung nicht mehr sagen, als daß es noch zu früh sey, an dem Leben des Pazienten zu verzweifeln; denn alle Symptome zeigten dem erfahrenen Arzte, daß es Verletzung der Wahrheit seyn würde, auf einen kurzen Uebergang Hoffnung zu machen.

So erschöpft und ermüdet Felser an diesem Tage war, so unterzog er sich dennoch selbst der ersten Nachtwache bey seinem geliebten Kranken, weil ihm daran gelegen war, durch eine zusammenhängende Beobachtung den Charakter der Krankheit genau zu erforschen. Dieß gelang ihm auch so, daß er nicht erst Versuche zu machen brauchte, welche ärztliche Behandlung für die gegenwärtigen Umstände die zweckmäßigste sey, weil er seiner Sache völlig gewiß war. Wer jedoch Gelegenheit gehabt hat, Nervenkrankheiten zu beobachten, der kennt ihren langsamen Gang, ihre häufigen Abwechselungen und Rückfälle, die gänzliche Unfähigkeit des Kranken zu allen geistigen und körperlichen Verrichtungen, und die lange Ungewißheit des Ausgangs; daher es nicht befremdlich seyn kann,

daß Felser seinen Pazienten nach einer vierzehntägigen Behandlung noch nicht für genesen erklären und nach Verlauf von vier Wochen es noch nicht wagen durfte, ihn an das zu erinnern, was die gefahrvolle Erschütterung seiner Nerven verursacht hatte. Felser mußte deshalb, so weh es seinem Herzen that, die Grünfelder, Waldauer und Birkheimer Bauern, die jenen Unfug im fürstlichen Walde begangen hatten, ihrem Schicksale für jetzt überlassen, denn da der Justiziar Berger, der im Namen des Gerichtsherrn eine Klage gegen den Oberwildmeister eingereicht hatte, nichts weiter als die Versicherung mitbrachte, „daß die Sache gehörig untersucht werden solle, wiewohl nicht zu läugnen sey, daß der von den hochfürstlichen Jägern so übel zugerichtete Bauernbursche sich ein grobes Delictum habe zu Schulden kommen lassen“ — so ließ sich nicht erwarten, daß eine Fürbitte in seinem eignen Namen vermögend seyn werde, die mittlerweile schon eingelaufene Gegenklage des Oberwildmeisters niederzuschlagen. Zwar schrieb auf Felsers Veranlassung der Prediger Meier an den Regierungspräsidenten, und flehte ihn für die schuldigen Glieder seiner Gemeine in den rührendsten Ausdrücken

um menschenfreundliche Nachsicht an; allein es ließ sich voraussehen, daß ein Regierungspräsident sich nicht herablassen würde, einem Landpfarrer zu antworten. Inzwischen gereichte es Felsern und seinen Freunden doch zu einiger Beruhigung, daß nach Ablauf eines Monats noch kein höchster Befehl zur Verhaftnehmung und Auslieferung der Inkulpaten erfolgt war, und sie glaubten aus diesem Verzuge wenigstens so viel schließen zu können: daß die fürstliche Regierung wegen der ihr bekannt gewordenen Härte des Oberwildmeisters nicht gesonnen sey, die in dergleichen Fällen gewöhnlichen strengen Maaßregeln zu nehmen; aber sie wußten freylich nicht, daß der Oberwildmeister selbst aus bewegenden Gründen die Regierung veranlaßt hatte, von der üblichen Rechtsform, nach welcher man vorerst die sämmtlichen Mitschuldigen in gefängliche Haft bringt, sie dann einzeln verhört, und durch Vergleichung ihrer Aussagen die Anstifter des Vergehens auszuforschen sucht, für diesen Fall eine Ausnahme zu machen, und die ganze Untersuchung auf zwey Subjekte einzuschränken, welche die feindlichen Absichten des Oberwildmeisters und noch eines Mannes, der im Regierungskollegio vortragender Rath war, durch

ihre Schwäche und Furchtsamkeit, die sie deutlich genug verrathen hatten, vor Andern zu begünstigen schienen.

Wir sind den Freunden unsers Robert über diesen bedeutenden Umstand, der für ihn selbst so folgenreich war, eine nähere Erklärung schuldig. Die von der plötzlichen Niederlage des edlen Freyherrn sich schnell verbreitende Nachricht setzte zwar alle seine Unterthanen in Sorge und Unruhe, aber besonders war sie für diejenigen, die an dem bewußten Excesse Theil genommen hatten, und durch Felsern zur Erkenntniß ihrer Verschuldung gekommen waren, ein betäubender Donnerschlag. Die ganze und einzige Stütze ihrer Hoffnung, mit einer erträglichen Strafe durchzukommen, sank mit einemmale dahin, wenn der gewichtvolle Mann, auf dessen wirksame Fürsprache sie rechnen konnten, von seinem Krankenlager nicht wieder aufstand; und, wie es immer zu gehen pflegt, das Gerücht vergrößerte die Gefahr, ja, zu verschiedenemalen erscholl schon die Schreckensnachricht von seinem Tode. Felser, der es gewiß verstand, hatte ihnen selbst gesagt, ihr Unglück sey unvermeidlich, wenn nicht der gute Herr ihrer schlimmen Sache sich annähme, und der

konnte nun nichts für sie thun; — mußten sie daher nicht das Schlimmste befürchten? Die Meisten empfahlen ihr Schicksal dem Himmel, da sie zu Niemanden auf der Erde mehr eine Zuflucht hatten; denn daß ihr Arzt, ihr Prediger, ihr Gerichtsverwalter, daß diese alle sie vor der Rache des mächtigen Oberwildmeisters nicht schützen könnten, sahen sie ein; Einige, die von Natur ein leichteres Blut hatten, schlugen sich die Furcht aus dem Sinne; aber Einige, die von ängstlicher und zaghafter Gemüthsart waren, hatten keine ruhige Stunde; sie machten sich wegen ihres thörichten Vergehens die bittersten Vorwürfe, und fürchteten jeden Augenblick, von den Dienern der Gerechtigkeit ergriffen zu werden. Zu diesen letztern gehörten vorzüglich zwey Birkheimer Einwohner, die nur kleine Grundstücke und eine zahlreiche Familie hatten. Sie waren Nachbarn, und kamen oft in den geschäftslosen Abendstunden zusammen, wo sie einander mit der quälenden Vorstellung unterhielten, daß ihre Unbesonnenheit sie leicht um Haus und Hof bringen, von den Ihrigen vielleicht auf immer trennen und außer allen Stand setzen könnte, sie mit dem nöthigen Unterhalt zu versorgen.

„Nachbar, was wird dann aus Weib und Kind werden?“ fragte an so einem traurigen Abend der ängstliche Gebhard den niedergeschlagenen Oswald.

„Ja, das weiß Gott!“ erwiderte dieser und seufzte.

Gebhard. Der Steinberger Förster soll gesagt haben, der Oberwildmeister spräche, wir kämen ins Zuchthaus auf Lebenslang.

Oswald. Das wäre schrecklich. Und doch kanns so kommen.

Gebhard. Meine Margrethe jammert schon jetzt.

Oswald. Ach! meiner armen Lene werden die Augen nicht trocken. Ich darfs ihr gar nicht merken lassen, wie mir ums Herz ist.

Gebhard. Nachbar, was fangen wir nur an?

Oswald. Ja, was läßt sich da anfangen?

Gebhard. Wenn nur der gnädige Herr nicht so hart läge.

Oswald. Ja, wenn der gesund wäre und thun könnte, dann würd' es wohl nicht so schlimm werden.

Gebhard. Gott weiß, ob er wieder aufkommen wird.

Oswald. Nun, wenn der stirbt, dann sind wir ganz geschlagene Leute.

Gebhard nach einer Pause. Hör', Oswald, ich hätte wohl einen Einfall.

Oswald horcht voll Erwartung.

Gebhard. Ja, und ich dächte, es wäre ein ganz guter Einfall.

Oswald. Und der wäre?

Gebhard. Wenn wir zum Oberwildmeister giengen, ihm unsre Noth vorstellten und bäten. Er wird doch noch ein menschlich Gefühl haben.

Oswald. Ja, wenn er das hätte, so würd' er den Gerichtsverwalter nicht so schlecht abgefertigt haben.

Gebhard. I nun, vielleicht rührt es ihn doch, wenn wir kommen und recht wehmüthig bitten, und wenns ja nichts hilft, so kanns doch auch nichts schaden.

Oswald. Das ist wohl wahr, und ich will auch gern mitgehen; aber wir solltens doch eigentlich nicht für uns thun.

Gebhard. Ja, da hast du auch recht; wir

möchten vorher den Rath um seine Meinung befragen.

Oswald. Ja, so dächt' ich, und er wird uns gewiß Gutes rathen.

Gebhard. Wenn er nur Zeit haben wird, mit uns zu reden; denn er soll vom Bette des Barons gar nicht weg können.

In diesem Augenblicke riß Oswalds Lene die Thüre auf, rang die Hände und schrie: „Das Gott erbarm! Der Herr ist todt.

Todt? Todt? — wiederhohlten Oswald und Gebhard, und wurden selbst beynahe zu Leichen.

Lene. Unsre Hanne bracht' es mit aus der Schenke; da ist die ganze Stube voll Leute gewesen, und Alle haben geschrien und gejammert.

Gebhard. Der gute sel'ge Herr!

Oswald. Ja, so einen kriegen wir nimmer mehr wieder! —

Lene (laut weinend). Nun ist unser Schutz hin. Wie lange wirds dauern, so schleppen sie euch fort, und nehmen uns Alles.

Oswald. Nun, sey nur ruhig. Wir wollen sehen, was wir ausrichten können.

Gebhard. Ich dächte, Nachbar, wir giengen morgen mit dem frühesten.

Oswald. Zum Rathe?

Gebhard. Ach! der wird auf dem Schlosse genug zu trösten haben.

Oswald. Also gleich zum Oberwildmeister?

Gebhard. Ja, das mein' ich.

Oswald. In Gottes Namen! Es wird freylich ein saurer Gang seyn.

Gebhard. Was thut man nicht um der Seinigen willen!

Es war also leider! beschlossen, dem Oberwildmeister zu seinem rachsüchtigen Plane, der eigentlich bloß gegen Felsern gerichtet war, die Hand zu bieten.

Mit anbrechendem Morgen machten sich die kleinmüthigen Nachbarn, Gebhard und Oswald, auf den Weg nach dem fürstlichen Jagdschlosse Lichtenburg, wo der Oberwildmeister, in seiner Einbildung selbst Fürst, residirte. Daß die Supplikanten, um vorgelassen zu werden, den Bedienten einige Goldstücke in die Hand drücken mußten, war ihnen eben so wenig befremdlich, als daß sie der Oberwildmeister hart anließ, und ihre unterthänigst demüthige Vorstellung mit einem kräftigen Hausfluch erwiederte. Doch entrunzelte seine Stirn sich allmählig, und

er schien es nicht ungeneigt zu vermerken, daß sie aus eigenem Antriebe ihre Zuflucht zu seiner Großmuth nahmen.

„Es ist euer Glück, sagte er endlich, daß ihr noch jetzt gekommen seyd, bevor ich den mir gnädigst aufgetragenen umständlichen Bericht über das unerhörte Verbrechen, dessen ihr euch schuldig gemacht habt, an die hochfürstliche Regierung erstatte. Eure Namen sind freylich unter den übrigen Tumultuanten am höchsten Orte schon angezeigt, und ich kann daher nicht verhindern, daß man euch, wie es der rechtliche Gang mit sich bringt, vorfordern und abhören wird; allein, wenn ihr klug seyd, und die Winke, die man euch geben wird, zu eurem Vortheil benützet, so kann ich euch Hoffnung machen, daß ihr, wo nicht ganz frey ausgehen, doch mit einer sehr leidlichen Geldstrafe loskommen werdet.“

Wer war froher, als Gebhard und Oswald! Mit Thränen dankten sie dem Oberwildmeister für sein huldreiches Versprechen, wurden hierauf in Gnaden entlassen, und sprachen, als sie zurückkamen, ihren bekümmerten Weibern Trost und Muth ein.

Als sich inzwischen das Gerücht von dem Tode des Barons widerlegte, und an dessen Stelle die frohe Bothschaft der Besserung trat, so regte sich zwar in ihrem Innern ein Etwas, das für ihre zu der Fürsprache des Oberwildmeisters genommene Zuflucht nicht ganz beyfällig entschied; indessen glaubten sie doch damit nichts verdorben zu haben.

Der Baron fieng erst an wieder Kräfte zu sammlen, als eine von der höchsten Gerichtsstelle ihm zugefertigte Verordnung ankam, die zwey Birkheimer Einwohner, Gebhard und Oswald, in Verhaft nehmen zu lassen, und beyde mit Ketten zu belegenden Inquisiten unter sichrer Bedeckung der Regierung auszuliefern. Es war jedoch schon im Voraus die Veranstaltung getroffen, daß nichts, was den Rekonvalescirenden hätte beunruhigen und einen gefährlichen Rückfall veranlassen können, zu seiner Kenntniß gelangte; die Baronin schickte die erhaltene Verfügung dem Justizverwalter zu, dem es, vermöge seiner Amtspflicht, zukam, sie im Namen des Gerichtsherrn zu exekutiren. Aber, wie groß war seine und auch Felsers Verwunderung, dem er den fürstlichen Befehl mittheilte, daß nur auf diese Beyden, die

sich eben so und nicht mehr, als die übrigen Alle, verschuldet hatten, das inquisitorische Verfahren eingeschränkt ward. Sie konnten sich diese willkührliche Auswahl auf keine Weise erklären, und wenn sie auch schon den leitenden Einfluß des Oberwildmeisters voraussetzten, so war es ihnen doch unbegreiflich, warum er grade auf diese unangesehenen Leute, die sich nie durch Unternehmungsgeist ausgezeichnet, sondern immer leidend verhalten und auch in diesem Falle nur vom Strome der Menge hatten fortreißen lassen, so vorzüglich aufgebracht seyn sollte; denn daß sie bey dem Oberwildmeister sich selbst als Mitschuldige angeklagt und ihm solchergestalt selbst das Schwerdt gegen sich in die Hand gegeben hatten, war Felsern und seinem Freunde ein Geheimniß geblieben. Allein gegen einen fürstlichen Befehl ließ sich nichts excipiren, und Berger mußte sich dem traurigen Geschäft unterziehen, die beiden Abgeforderten in gefängliche Haft zu bringen, und für deren sichre Transportirung nach der Hauptstadt zu sorgen. Doch verschonte er ihre jammernden Familien mit dem zermalmenden Anblick der Ketten, und gab dem menschenfreundlichen Gerichtsfrohn, der die Verhafteten begleiten sollte,

den Auftrag, sie ihnen nicht eher anzulegen, als bis sie aus dem herrschaftlichen Gebiete würden entfernt seyn.

Gebhard und Oswald hofften anfangs die gezwungene Reise nach der Residenz in der Gesellschaft ihrer Brüder und Nachbarn zu machen; als sie aber sahen und hörten, daß sie allein reisen sollten, so schoß ihnen, um in ihrer Sprache zu reden, das Blatt; sie wollten sich die Haare ausraufen, und gestanden in ihrer Herzensangst dem Justizverwalter freywillig, daß sie aus Furcht vor zu schwerer Strafe, und weil ihr guter Herr, auf dessen Fürsprache sie sich verlassen hätten, krank gewesen, ja sogar für todt wäre gehalten worden, zum Oberwildmeister gegangen wären und ihm ein gutes Wort gegeben hätten; der gottlose Mann habe sie denn gewiß mit seinen tröstlichen Versprechungen nur zum Besten gehabt, und im Gegentheil ihre Treuherzigkeit dazu gemisbraucht, sie allein ins Unglück zu stürzen.

Berger, der es unter den jetzigen Umständen für Grausamkeit hielt, den schwachen Leuten wegen ihres an sich verzeihlichen Fehlers, den sie selbst erkannten, einen Vorwurf zu machen, suchte vielmehr ihre Furcht zu vermindern, und ihnen

Muth einzuflößen; aber freylich konnte er von der einzigen Hülfe, deren sie sich zu getrösten hatten, und worauf er sie zu ihrer Aufmunterung hinwies, nicht Tag und Stunde bestimmen, da die körperliche Schwäche des Barons ihn jetzt noch unfähig machte, auf die ihm eigenthümliche wirksame Art für ihr Schicksal sich zu verwenden. Immer blieb ihnen der trostlose Gedanke, daß vielleicht die nöthige Hülfe und Fürsprache erst dann kommen werde, wenn ihr Strafurtheil schon unwiderruflich gefällt sey.

Mit innigem Mitleidsgefühl sah Berger die Gefangenen fortwanken, und kehrte dann mit düsterm Gemüthe zu seinem Felser zurück, hauptsächlich in der Absicht, ihm über jene räthselhafte Verfügung Auskunft zu geben. So viel war Beyden klar, daß der Oberwildmeister besondere Ursachen müsse gehabt haben, in seinem Klagberichte grade die weniger Schuldigen auszuzeichnen; und auch diese Ursachen schienen sich errathen zu lassen. Wahrscheinlich glaubte er, und die Regierung mit ihm, daß von diesen Leuten, über welche man nicht erst eine Untersuchung zu verhängen brauchte, weil sie durch ihr Selbstgeständniß ihr zuvorgekommen waren, der ganze Hergang der

Sache sich am besten würde herauslocken lassen. Als schwache, furchtsame Menschen, wie sie sich selbst verrathen hatten, konnte man sie durch Versprechungen und Drohungen gewiß leicht dahin bringen, daß sie nicht bloß ihre sämmtlichen Mitschuldigen nannten, sondern auch, worauf es vorzüglich ankam, die Anführer und Hauptverbrecher aufrichtig anzeigten, als wodurch die anzustellende Untersuchung auf das Gewünschteste erleichtert und abgekürzt ward. Durch diese von der Regierung auf Anstiften des Oberwildmeisters genommene Maaßregel sah denn Felser seinen weisen und wohlgemeinten Rath, daß sie keiner die Schuld auf den Andern wälzen, sondern lieber einstimmig bekennen sollten, in gleichem Maaße gefehlt zu haben, vereitelt, und seine menschenfreundliche Besorgniß war jetzt größer als jemals.

Doch, wie ganz anders war es im Plane des rachsüchtigen Oberwildmeisters und seines gewichtvollen Freundes, der ihn unterstützte, beschlossen! Denn am neunten Tage nach der Abführung der Birkheimer Bauern ward Felser selbst durch ein Militairkommando verhaftet, und Berger mußte auf höchsten Befehl seinem Freunde den Arrest ankündigen. Der Offizier des Kom-

mando's drang auf augenblickliche Vollziehung der Ordre, und nur durch Verbürgung seiner eigenen Person konnte Berger so viel erlangen, daß die Wache nicht mit ihm zugleich in das Zimmer drang, wo Felser von den Beschwerden des sich neigenden Tages im Kreise der Seinigen ausruhte.

Die ängstliche Hast, mit welcher Berger hereintrat, die Verwirrung, die sich in seinem Gesicht ausdrückte, und die nur desto bemerklicher ward, je mehr er sie zu verbergen suchte, ließ den scharfsichtigen Robert augenblicklich ahnen, daß er nicht als Herold der Freude zu ihm komme. Sein schüchternes Umherblicken schien zu verrathen, daß er Elisen mit ihren Kindern entfernt zu sehen wünsche, und diese wurden dadurch nur aufmerksamer und gespannter. Er wollte sprechen und konnte nicht, und stürzte sprachlos seinem Freund' in die Arme.

Was ists? Was bringst Du mir? — fragte Robert mit gesetzter Stimme.

Berger (außer sich). Nein, ich — ich kann dirs nicht sagen.

Robert. Nur frey heraus! Ich bin gefaßt, etwas sehr Schlimmes zu hören.

Berger. Gott! warum muß ich das Werkzeug deiner Beschimpfung seyn!

Robert. Wie so? Ich begreife Dich nicht.

Elise (mit bebenden Lippen). Berger, welch schreckliches Geheimniß ist hier verborgen?

Berger. Du sollst — Du bist — schändliche Kabale! — (den Befehl aus der Tasche reißend) Da! lies selbst. Ein niederträchtiger Verläumder hat die Ordre erschlichen.

Robert liest, ohne sich merklich zu verändern; doch drückt seine Miene Befremdung aus. Dann, indem er das Papier Bergern zurückgiebt: Sonderbar genug. Der Oberwildmeister scheint doch gewußt zu haben, wie weit er es bringen kann.

Elise. Du bist verklagt, Robert? Ists nicht so?

Robert. Wahrscheinlich, — weil man meine Vertheidigung hören will.

Elise (die vor dem Fenster Soldaten gewahr wird). Um Gottes willen! Was wollen die hier?

Robert. Sey ruhig, gutes Weib. Wir werden uns auf eine kurze Zeit trennen müssen. Daß man so gegen mich verfährt, ist nichts weiter als Irrthum, der sich leicht aufklären wird.

Seine Kinder umschlangen ihn und schrieen: Nein, lieber Vater, du darfst nicht von uns fort. Elise hieng jammernd an seinem Halse.

Die Thränen der zagenden Liebe verwundeten sein Herz, doch konnten sie den Furchtlosen nicht entmannen. „Was könnet Ihr — sagte er — für mich fürchten? Ich habe ja die gerechteste Sache.“

Berger stand noch immer, den Verhaftsbefehl in der Hand, wie an den Boden gewurzelt, und hatte keinen Sinn für die Beruhigung, welche Robert den Seinigen einsprach. Ach! Du wärst ja nicht der Erste, der unschuldig verurtheilt würde! Ein ungerechtes Gericht kann deine gemeinnützige Wirksamkeit auf immer vernichten. Diese bange Vorstellung beherrschte ihn ganz.

Jetzt trat der wachthabende Offizier herein, und erinnerte mit einer nicht allen Gliedern seines Standes eigenen Höflichkeit, daß ihm seine Ordre keinen längern Verzug erlaube.

Aufgemuntert von Roberts trostvoller Zusprache eilte Elise mit ihrer Tochter, das zur Reise Nöthige für ihn zu besorgen, und eh' eine halbe Stunde verstrich, war Robert in reisefertigem Stande.

Mittlerweile kam auch Meier herbey, den die Baronin von dem Schicksale seines Freundes hatte benachrichtigen lassen, und erbot sich, ihn zu begleiten.

„Nein, sagte Felser, ich bedarf deiner nicht; aber meine Kranken, die ich hülflos zurücklassen muß, empfehle ich deiner aufmerksamen Fürsorge. Der Doktor H.... in R.... ist ein geschickter Mann, und hat sich mir immer gefällig bezeigt; ersuche ihn, wenn bey irgend Einem die Umstände bedenklich werden, um seinen Beystand. Was den Baron betrifft, so wünschte ich freylich, daß ihm die Ursache meiner Entfernung verborgen bliebe; da dieß aber ohne Verletzung der Wahrheit kaum möglich seyn wird, so bitt' ich Euch Beyden, ihn meinetwegen, so viel Ihr nur könnet, zu beruhigen, und ihn abzuhalten, daß er nicht etwa, um mir nützlich zu werden, seine noch immer nicht ganz wiederhergestellte Gesundheit in neue Gefahr setze. Seine Fürsprache würde mich nur verdächtig machen, und mir höchstens Begnadigung auswirken, da ich Gerechtigkeit fordern kann. Sagt ihm, daß ich in der Kabale, die mich zu stürzen sucht, eine Leitung der Providenz erkenne, die mir Gelegenheit geben will, der Wahrheit das Wort zu

reden, und daß ich noch Mittel in den Händen habe, mich vor ungerechter Verurtheilung der den Anschein nach wider mich eingenommenen Regierung zu schützen. Und das sag' ich Euch Allen; besonders dir, meine Elise, und euch, die ihr meinem Herzen die nächsten seyd! Bekümmert Euch darum nicht, daß ich jetzt auf eine so gewaltsame Art von euch getrennt werde. Es wird mir und Euch gewiß nichts Böses geschehen, und bald hoff' ich Euch wiederzusehen. Lebt wohl! Gott erhalt' Euch gesund und bey ruhigem Muthe!

So männlich gefaßt verließ er die Seinen; aber doch konnt' er bey der letzten langen Umarmung Elisens und seiner Kinder eine Thräne der Wehmuth nicht unterdrücken. Losgewunden aus ihren Armen stürzt' er sich in den Wagen; tiefgerührt setzte der eskortirende Offizier sich neben ihn, und selbst bey den abgehärteten Reutern, die den Wagen begleiteten, wurden Gefühle der Menschlichkeit rege.

Seit funfzehn Jahren hatte Felser die Residenz nicht besucht, und wie hätte er je träumen können, sie in einer solchen Lage wiederzusehen? Er, den die Vornehmsten damals mit den glänzendsten Ehrenbezeugungen überhäuft hatten, ward

jetzt von dem neugierigen Volke, als ein Verbrecher, begafft, und statt des Palastes, den er damals bewohnte, ward ihm jetzt ein kleines dunkles Gemach mit dicht vergittertem Fenster zu seinem Aufenthalt angewiesen. Was hatte er nun mit seiner edlen Aufopferung gewonnen, als Schmach und Schande? Er wäre jetzt erster Leibarzt des Fürsten gewesen, wenn er nicht dem Hofe freywillig entsagt hätte, und es war also seine eigne Schuld, daß er jetzt so tief unter seine Würde erniedrigt ward.

Robert selbst mußte dieß zugeben, aber auch im Gefängniß bereute er nicht, was er aus Grundsatz und Ueberzeugung gethan hatte. „Es ist wahr — sagte er bey sich nachdenkend — ich würde dieser Unannehmlichkeit entgangen seyn, wenn ich den höhern Platz, der mir offen stand, angenommen hätte; ich wäre groß und geehrt, hätte freyen Zutritt zu Sr. Durchlaucht, und genöße das Glück, an der fürstlichen Tafel zu speisen; aber würde ich darum wohl mit mir selbst zufriedener seyn, als ich es jetzt bin? Hätte ich mich hier so gemeinnützig machen können, als ich es an meinem niedrigern, aber weit größern Wirkungskreise geworden bin? Wäre ich hier nicht, bey mei-

nem hohen Range, immer noch viel zu wenig gewesen, um etwas Gutes für die Menschheit wirken zu können? Und wer weiß, was mich hier für Unannehmlichkeiten anderer Art betroffen hätten! Die Wahrheit hat ja nirgends mehr Feinde, als an den Höfen. Und würd' ich mich wohl haben überwinden können, zu schweigen, wo ich zu reden innern Beruf fühlte; oder mich, wie ein Wetterhahn, nach dem Winde des Hofes zu drehen? Aber wie leicht konnt' ich dann durch Anschwärzung und Verläumdung bey dem Fürsten oder seinem Kammerherrn in Ungnade fallen, und Erniedrigungen erdulden müssen, die mir in jenem Verhältniß noch weit empfindlicher würden gewesen seyn, als mir die jetzigen sind. Die Schmach, die mir hier zugefügt wird, hat doch wenigstens eine würdige Ursache; es ist nicht bloß Wunsch und Versuch, etwas Gutes zu wirken, sondern gelungenes Streben und belohnte Arbeit, was mir diese Erniedrigung zuzieht: aber um welcher kleinen, geringfügigen Ursache willen konnte ich dort eine eben so schmerzhafte Demüthigung erdulden müssen. Ein Wort für die Wahrheit konnte mir dort verhältnißmäßig eben so theuer zu stehen kommen, als hier ein vieljähriges Handeln. Der edeldenkende

Minister, der meine Standeserhöhung bewirkte, ist todt, und ich hätte schon längst keinen Beschützer und Freund mehr; ich stünde allein unter diesen stolzen, auf angebohrne Vorzüge und geerbte Reichthümer eingebildeten Hofmenschen, bey denen man nur erkünstelte Höflichkeit und nirgends warme Herzlichkeit findet. In ihrer Welt müßt' ich leben, nach ihren Sitten müßt' ich mich richten, in ihren Ton müßt' ich einstimmen, und doch blickten sie alle auf mich als ein Wesen von geringerer Art und Bestimmung verächtlich herab. Nein, ich habe immer das bessere Theil erwählt; auch hier im Gefängniß bin ich freyer, als dort; und gelång' es selbst der Kabale, durch eine partheyische Justiz meine Thätigkeit für die Zukunft zu hindern und einzuschränken: was einmal geschehen und gewirkt ist, kann doch nicht vertilgt werden; es wird bleiben und durch seine innere Kraft sich erhalten."

Mit solchen Reflexionen beschäftigte sich der über die Launen des Schicksals und die Bosheit der Menschen erhabene Geist unsers Robert in der düstern Einsamkeit seines Kerkers, und das Resultat derselben war vollkommene Zufriedenheit mit sich selbst. Nur der Gedanke an Weib und Kinder störte seine ruhige Stimmung, und verscheuchte

von seinem harten Lager den Schlummer. Er sah Elisen jetzt in ihren jammervollen Thränen, und dann wieder in ihrer gelassenen Hingebung; er hörte sie jetzt ihren verwaisten Kindern Trost und Hoffnung einsprechen, und dann wieder aus dem gepreßten Herzen bange Seufzer herausstöhnen; er fühlte jetzt ihren zärtlichen Kummer, und dankte doch dem Himmel, daß er ihm eine Gattin verliehen hatte, die schon mit dem Unglück vertraut und im Dulden geübt war. Freylich — sagte er zu sich selbst — wär' es für sie und mich noch weit trauriger, wenn sie, mit den Bitterkeiten des Erdenlebens noch unerfahren, jetzt erst anfangen sollte, Geduld und Fassung zu lernen; aber eben dafür, daß sie schon so viel gelitten hat, verdiente sie nun durch ungestörte Freuden entschädigt zu werden. Ich wollte sie glücklich machen, und durch mich ist sie in neue Leiden versenkt worden." — Dieser Gedanke beugte ihn wieder so tief! Er wünschte nur den Seinigen von sich Nachricht zu geben; allein man hatte ihm seine mitgebrachten Schreibmaterialien weggenommen, und das einzige Blatt, das er zu diesem Behufe sich ausbat, ward ihm verweigert.

Ueberhaupt behandelte man Felsern, wie er

selbst wahrnahm, nicht als einen bloß Verdächtigen, der sich rechtfertigen sollte, sondern als einen schon ausgemachten Verbrecher, zu dessen Verurtheilung nur sein eignes Geständniß noch fehle. Und dieß Verfahren war sogar rechtlich; denn es waren gerichtliche Aussagen und Zeugnisse gegen ihn da, daß er an dem vorgegangenen Bauerntumulte den Hauptantheil habe, und selbst der Anstifter desselben gewesen sey. Seine Ankläger waren nicht etwa von der Gegenparthey des Oberwildmeisters, sondern von seiner eignen Parthey, daher man in die Wahrheit ihrer Aussage um so weniger Mistrauen setzen konnte; es waren die gefänglich eingezogenen Birkheimer: Gebhard und Oswald. Der Oberwildmeister hatte wohl das Seinige dazu beygetragen, aber doch so schlau und versteckt, daß der Regierungspräsident, der ein zwar strenger und finstrer, aber doch rechtschaffener Mann war, so wie das ganze Kollegium, außer dem Einen, der Heldreichs Mitverschworner war, von der schändlichen Kabale, die Felsern verfolgte, nicht das Entfernteste muthmaßen konnten. Alles hieng, nach der Insinuation des Oberwildmeisters und der Darstellung des vortragenden Rathes, so natürlich zusam-

nien; Alles war so überzeugend und einnehmend, daß selbst Philosophen, wenn sie in diesem Tribunale Sitz und Stimme gehabt hätten, würden getäuscht worden seyn. Der Oberwildmeister erstattet über den in der fürstlichen Waldung von den herrschaftlichen Unterthanen getriebenen Unfug vorläufig Bericht, macht eine ungeheure Berechnung von dem angerichteten Schaden, urgirt besonders die mörderischen Attentate gegen die hochfürstlichen Forstbedienten und seine eigne Person, als er, um der Verwüstung Einhalt zu thun, sich mit seinen Leuten der räuberischen Horde entgegengestellt habe, und macht zugleich auf den bedeutenden Umstand aufmerksam, daß ein gewisser Felser, der seit geraumer Zeit in der Herrschaft Hoheneichen, als Landarzt, angestellt sey, unter dem Prätext, die Tumultuanten zur Ruhe zu ermahnen, sich an ihre Spitze gestellt, und in ihrer Gegenwart ihn, den Oberwildmeister, auf eine beschimpfende Weise insultirt habe.

Der vortragende Rath wußte schon mehr, als der Oberwildmeister angebracht hatte. Er kannte diesen Felser, als einen Mann von sehr freyer Denkungsart, und ein hochlöbliches Kollegium mußte ja wohl auch schon von diesem Manne, der

in dortiger Gegend so großes Aufsehen mache, etwas gehört haben. Man sage allgemein von ihm, daß es ein revolutionärer Kopf sey, der Alles umschaffen und aufklären wolle. Durch sein einnehmendes Betragen sey es ihm gelungen, schon den vorigen Guthsherrn auf seine Seite zu ziehen, und der jetzige, dem es an aller Selbstständigkeit fehle, werde ganz von seinem Einfluß regiert. Es sey nicht zu läugnen, daß seine Veranstaltungen ein gemeinnütziges Ansehen hätten; aber aus Allem leuchte doch die Absicht hervor, das Volk auf seine Seite zu ziehen, und über die eigentliche Sphäre desselben emporzuheben. Die öffentlichen Aemter wären alle mit seinen Kreaturen besetzt, und man könne sich daher über das unter ihnen herrschende Einverständniß nicht wundern. Die unter seiner Direktion bestehende Lehr- und Erziehungsanstalt sey recht eigentlich ein philanthropisches Institut, dessen Zweck und Nutzen sich für Kinder von so gemeiner Herkunft nicht absehen lassen. Auf solche Menschen müsse man in unsern Zeiten immer ein wachsames Auge haben, weil man nicht wissen könne, was sie im Schilde führten, und ob sie nicht vielleicht Glieder eines geheimen Bundes wären, der seine Machinationen gegen die Verfassung der Staaten

und ihre Regenten durch sie betreibe. Der in diesem Fürstenthume noch unerhörte Vorfall einer gewaltsamen Invasion des höchsten Eigenthums und einer frevelhaften Beleidigung eines fürstlichen Beamten vom ersten Range, sey unbezweifelt die Folge der mit Absicht verbreiteten und auf nichts Geringeres, als den Umsturz aller Ordnung abzwekkenden Begriffe und Grundsätze, die, weil sie dem Hange des Volks zur Ungebundenheit schmeichelten, so leicht Freunde und Anhänger fänden, und man sähe nun wohl, worauf es mit der in öffentlichen Nationalblättern gerühmten und dem ganzen Fürstenthume zum Muster vorgestellten Aufklärung der Herrschaft Hoheneichen eigentlich abziele. Nach dieser authentischen und gewissenhaften Darstellung der Sache möge ein hochverordnetes Collegium und dessen hochverehrliches Oberhaupt selbst entscheiden, ob es nicht ihrer Weisheit und Gerechtigkeit anständig seyn würde, gegen die Verführten mit Gelindigkeit zu verfahren, und die ganze Strenge der Gesetze gegen den muthmaßlichen Verführer zu richten.

Der Präsident, ein treuer Wächter des Staates, horchte dieser Relation, die wir hier in nuce mitgetheilt haben, mit gespannter Aufmerk-

samkeit zu, und äußerte sich während derselben durch mehrmaliges bedenkliches Kopfschütteln, woraus die sämmtlichen beysitzenden Räthe sattsam erkannten, daß der vorliegende Gegenstand einer ernsthaften Berücksichtigung werth sey. So viel wußte der Präsident schon vom Hörensagen, daß in der Herrschaft Hoheneichen verschiedene neue Anstalten wären gemacht worden; er hatte aber geglaubt, daß sie nur die Oekonomie und Polizeyverfassung beträfen, und es mithin nicht für nöthig erachtet, sich weiter darum zu bekümmern, da zumal seit langer Zeit aus dieser Herrschaft keine Criminalsachen, die seine Aufmerksamkeit hätten erregen können, vor die höchste Behörde zur Entscheidung waren gebracht worden. Jene berichtliche Anzeige des Oberwildmeisters mit der nähern Erörterung des referirenden Rathes erschütterte ihn daher desto heftiger, und er machte sich, wirklich aus Gewissenhaftigkeit, über seine bisherige Gleichgültigkeit einen Vorwurf. Augenblicklich stimmte er jetzt dahin, und die sämmtlichen Räthe stimmten ihm nach, daß man vorerst gegen den oder die Urheber des tumultuarischen Aufstandes streng inquiriren, und zu diesem Behuf dem Oberwildmeister aufgeben müsse, was etwa hierü-

der zu seiner Cognition gelangt sey; ungescheut und ohne Ansehen der Person der Regierung förderfamst anzuzeigen. Die Ausfertigung dieser Verfügung ward durch den Eifer des Referenten beschleunigt, und der Oberwildmeister hatte seine Absicht schon halb erreicht, als die beyden Birkheimer ihm die erwünschteste Gelegenheit darboten, sein Werk zu vollenden. Daß er ihr Selbstgeständniß nicht seinem Versprechen gemäß zu ihrer Entschuldigung benützte, hat der Erfolg schon bewiesen; allein die geheime Absicht dieses unredlichen Verfahrens, worinn ihn sein angesehener Freund aufs kräftigste unterstützte, trat erst jetzt in ihrer schwarzen Verhüllung hervor, als Gebhard und Oswald vor den Schranken des hohen Tribunals gleich in dem ersten mit ihnen angestellten Verhöre ungezwungen und einstimmig aussagten, daß der Landarzt Felser an dem verübten Unfuge schuld sey.

Konnte nach dieser Aussage das Regierungskollegium wohl gegen Felsern gelinder verfahren? War es nicht Schonung genug, daß man ihn nicht in Ketten legte, da er allein mehr verbrochen hatte, als die Uebrigen alle zusammen. Der Präsident und das ganze Collegium mit Ausschluß

des Einen, der sie Alle täuschte, mußten Felsers Strafwürdigkeit für entschieden und die gegen ihn genommenen Maaßregeln für rechtmäßig halten.

Sechs Tage hatte Felser in seinem dumpfen Kerker zugebracht, ohne zu wissen und errathen zu können, aus welchem Rechtsgrunde man so hart mit ihm umgehe. Wie lang ward ihm, der an rastlose Thätigkeit gewöhnt war, die kurze Zeit, welche er hier ohne Beschäftigung zubringen mußte! Und wenn er hinzudachte, daß vielleicht todtkranke Menschen grade jetzt seiner Hülfe bedürfen, dann seufzte er tiefer über seine Einschränkung und die Langsamkeit der Gerechtigkeitspflege. Es war jedoch immer eine dankenswürdige Auszeichnung, daß man Felsern schon am siebenten Tage seines Arrests ins Verhör nahm, da manche Andre Monate lang im Gefängnisse schmachten müssen, ehe sie nur erfahren können, was sie verbrochen haben.

Von einer Wache begleitet, die an keinen Versuch des Entlaufens denken ließ, trat Felser in den Gerichtssaal, zwar furchtlos, aber mit gespannter Erwartung. Seine bescheidene Verbeugung war reiner Ausdruck seiner Achtung für die wichtigen Aemter, welche diesen Männern anver-

traut waren. Bey der weitläuftigen Einleitung des vortragenden Rathes über die Pflichten eines Unterthanen gegen seinen Regenten, die Unverletzbarkeit des höchsten Eigenthums und die den fürstlichen Beamten zu erweisende Achtung, mit den vielfach wiederhohlten Beziehungen auf die in dem Jahre und unter dem Datum ausgegangenen allergnädigsten Mandate gegen Ungehorsam, Aufruhr, Empörung und alle Arten von öffentlich getriebenem Unfug verweilte Felsers Aufmerksamkeit mehr auf dem Manne, der sprach, als auf dem, was er sprach, denn er bemerkte in der Person des Sprechers eine auffallende Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Justizverwalter Raben in Hoheneichen, der aus bekannten Ursachen seiner Dienste war entlassen worden. Es war Rabens markirtes Gesicht, seine tückischlächelnde Miene, seine Stimme, sogar seine Perücke, und, was Robert nicht glaubte, er war es selbst der leibhaftige Rabe, jetzt Freyherr von Rabenau; und hochbestallter Regierungsrath. Durch sein Geld, seine Ränke, und vorzüglich durch die Einwirkung seiner Schwester, die das Glück hatte, dem ersten Kammerherrn Sr. Durchlaucht zu gefallen, war er zu so hohen Ehren em-

vor — gekrochen, aber noch immer konnte er Felsern die durch ihn erlittene Demüthigung nicht vergeben, und mit seinem alten Gönner und jetzigen Freunde, dem Oberwildmeister von Heldreich, führte er noch in seinem sechsundsechszigsten Jahre den rachsüchtigen Plan aus, den er seit dem funfzigsten mit sich umhergetragen hatte. Der Oberwildmeister hatte denn auch, wie schon bemerkt worden ist, seine Ursachen, daß er Felsers Wirksamkeit beschränkt, und, wo möglich, vernichtet zu sehen wünschte, und so bewerkstelligte die Vereinigung zwey schlechtdenkender Menschen, was jeder Einzelne für sich nicht hätte ausrichten können.

Die Strenge, mit welcher man vorerst gegen die feigherzigen Leute, Gebhard und Oswald, verfuhr, gründete sich auf den nach Pflicht und Gewissen abgefaßten Bericht des Oberwildmeisters, daß dies zwey bey dem von den herrschaftlichen Unterthanen begangenen Excesse sich vor allen Uebrigen ausgezeichnet, und den meisten Unfug getrieben, dieß auch selbst vor ihm eingestanden, sich aus Furcht der verdienten härtern Bestrafung zuvorkommend submittirt, und in Absicht des von ihm zu erstattenden Berichts seine

Wahrheitsliebe durch Bitten und Lamentationen zu bestechen gesucht hätten. Die Regierung verfügte hierauf gegen die Hauptverbrecher Verhaftnehmung und Ketten, und von jetzt an spielte der baronisirte Rabe seine Rolle allein.

Gebhard und Oswald wurden in einen unterirdischen Kerker gebracht, dessen enge vergitterte Oeffnung nur dazu diente, daß sie die Scheußlichkeit ihres Aufenthalts bemerken konnten. Angeschmiedet an Händen und Füßen mußten sie auf vermodertem Stroh liegen, und das Wenige, was ihnen zur Nahrung gereicht ward, war kaum genießbar.

In diesem verzweiflungsvollen Zustande hatten sie fast eine Woche lang zugebracht, als in der Dunkelheit des Abends ein junger Mann sie besuchte, der dem Regierungsrath von Rabenau unter dem Prädikate eines Sekretairs als Schreiber bedient war, und das Vertrauen seines Prinzipals, dessen er sich würdig zu machen verstand, in einem ausgezeichneten Grade genoß.

„Ihr guten Leute, — sagte er zu ihnen, als sich der Gefängnißwärter entfernt hatte — ich bedaure euch herzlich wegen eurer traurigen Lage, und es sollte mir zur innigen Freude gereichen,

wenn ich zur Verbesserung eures Schicksals etwas beytragen könnte. Wenigstens kann ich euch so viel versichern, daß ihr einen Gönner habt, der viel für euch thun kann und auch thun wird, wenn ihr seinen wohlgemeinten Rath annehmt. Dieser gewichtvolle Mann, der selbst euer Richter seyn wird, hat mich aus wahrer väterlicher Gesinnung zu euch gesendet, um euch den einzig möglichen Weg zu eurer Rettung zu zeigen."

Oswald wollte aufspringen, und dem edlen Menschenfreunde um den Hals fallen; aber die im eigentlichsten Sinne eiserne Nothwendigkeit zog ihn zurück auf sein Strohlager. Gebhard hob die Hände gefaltet empor, und dankte Gott, daß er ihm einen Engel gesandt hatte. „Ach! es giebt doch noch Menschen, die ein mitleidiges Herz haben!" rief er in seinem freudigen Erstaunen.

„Ja — fiel Oswald ein — es ist noch ein Gott im Himmel, der sich der Elenden annimmt. Sie werden uns doch gewiß nicht zum Besten haben, wie der Oberwildmeister, der uns durchzuhelfen versprach, und uns noch tiefer ins Unglück gebracht hat."

Der Sekretair. Ihr thut dem Oberwildmeister unrecht; er hat wirklich sein Versprechen er-

füllt, und für euch sehr dringend gebeten; allein sein Fürspruch kann die Gerechtigkeit in ihrem Gange nicht aufhalten, da mehrere glaubwürdige Personen, und namentlich euer eigner Gerichtsverwalter, euch beyde als die Rädelsführer und Hauptverbrecher angezeigt haben.

Ihr Schrecken war jetzt eben so groß, als vorhin ihre Freude. Ihr Gerichtsverwalter, der beste, rechtschaffenste Mann, sollte gegen sie ein so grundfalsches Zeugniß abgelegt haben? Das konnten sie mit ihrem schwachen Verstande durchaus nicht begreifen. Und doch versicherte der Mann, der zu ihrer Rettung entgegenkommend die Hand bot, noch einmal mit einer Betheurung, daß es wirklich so sey. Nun mußten sie das Unmöglichscheinende glauben.

„Ihr könnt — fuhr der Sekretair fort — zu eurer Vertheidigung nichts thun, als läugnen; und was wird euch dieß helfen, da so starke Beweise gegen euch da sind? Daß ihr an dem Tumulte Theil genommen habt, müßt ihr doch zugeben. Nach den Gesetzen habt ihr Todesstrafe verdient, und wenn sie auch die Gnade des Fürsten in lebenswierigen Vestungsbau verwandelt, so seyd ihr doch unglückliche Menschen, und die Eurigen werden zu

Bettlern. Eh' es so weit kommt, könnt ihr leicht ein halbes Jahr, wo nicht länger, an diesem elenden Orte zubringen müssen. Euer Herr, wenn er auch wieder aufkommt, woran man jetzt immer noch zweifelt, kann euch gar nichts helfen; denn ihr habt gegen den Fürsten gesündigt."

Ein eiskalter Schauer überfiel die Armen bey dieser schrecklichen Prophezeihung. „Ach! helfen Sie uns doch um Gotteswillen! rief Oswald — wir wollen Alles thun, was Sie von uns verlangen."

Der Sekretair. Es ist nichts weiter, als eine Aussage, die ihr vor dem Kollegio zu thun habt, und die ihr ohne Verletzung eures Gewissens thun könnt, weil sie ganz der Wahrheit gemäß ist.

Gebhard. O! wenn es nur das ist, warum sollten wir nicht....

Der Sekretair. Sie ist zu eurer Entschuldigung hinreichend, und ihr werdet gleich nach dem ersten Verhör in ein leidlicheres Gefängniß kommen, und in kurzer Zeit die Erlaubniß erhalten, wieder nach Hause zu gehen.

Oswald (voll Freude). Das wäre ja weit mehr Gnade, als wir verdienen.

Der Sekretair. Es hängt ganz von euch ab, euch dieser Gnade theilhaftig zu machen. Ihr habt nehmlich einen Mann bey euch, den ihr gewiß Beyde sehr gut kennt, den sogenannten Rath Felser.

Gebhard. O! den kennen alle Kinder, und haben ihn lieb, wie wir Alten.

Der Sekretair. Doch muß ich euch sagen, daß es der größte Heuchler ist, der je unter der Sonne gelebt hat, ein höchst gefährlicher und schädlicher Mensch. Man weiß zuverlässig, daß er zu einer geheimen Gesellschaft gehört, die nichts Geringeres im Schilde führt, als die Religion abzuschaffen, die Könige und Fürsten und alle rechtmäßigen von Gott verordneten Obrigkeiten abzusetzen, und sich selbst zu Beherrschern der Länder zu machen. Ihr werdet wohl wissen, wie viel Neuerungen bey euch gemacht worden sind, seitdem es diesem Menschen gelungen ist, sich bey eurer Herrschaft einzuschleichen.

Oswald. Das ist schon wahr; aber es ist doch in vielen Stücken bey uns besser geworden, als es sonst war.

Der Sekretair. Das ist eben der Kunstgriff, den solche durchtriebne Köpfe gebrauchen,

um die Leute an sich zu locken, und zur Unterstützung ihrer strafbaren Absichten willfährig zu machen. Ich kann mich gegen euch nicht deutlicher erklären, aber soviel ist gewiß, daß an eurer Ausschweifung und eurem jetzigen Unglück Niemand schuld ist, als eben dieser Mann, für den ihr so eingenommen seyd.

Gebhard und Oswald sahen einander verwundrungsvoll an.

Der Sekretair. Wenn ihr es gut mit euch selbst meint, so bekennet, daß es so ist. Opfert euer Wohl nicht der thörichten Liebe zu diesem Unwürdigen auf. Erklärt ihn freymüthig für euren Verführer, und sagt ihm dieß, wenn es erforderlich seyn sollte, unter die Augen. Das ist der einzige Weg, wie ihr euch heraus helfen könnet; wollt ihr es nicht, so seyd ihr ohne Rettung verloren.

Oswald und Gebhard wußten nicht, wie ihnen geschah; ihr Gewissen sträubte sich gegen eine Aussage, die nach der Versicherung ihres unbekannten Gönners keine Lüge seyn sollte, und es nach ihrer eignen Ueberzeugung doch war; aber die Furcht vor dem schrecklichen Schicksale, das ihnen gedroht ward, überwand den Widerspruch

des Gewissens, und sie versprachen, obgleich mit zitternden Lippen, dem guten Rathe zu folgen.

Das am nächstfolgenden Tage mit ihnen angestellte Verhör konnte den Verzagten nicht Muth machen, der Wahrheit die Ehre zu geben, denn es war ihnen bey der Vorhaltung ihres Verbrechens nicht anders, als ob sie ihren ehemaligen Gerichtsverwalter sähen und sprechen hörten, und die zu gleicher Zeit an sie gemachte Anforderung, aufrichtig zu bekennen, wer sie zu diesem strafwürdigen Schritte verleitet habe, war von so trostvollen Verheißungen und im Verheimlichungsfalle von so harten Drohungen begleitet, daß sie jede Antwort gaben, die ihnen der schlaue Examinant in den Mund legte.

Oswald und Gebhard wußten selbst nicht, was sie bekannt hatten, aber im Protokolle stand es mit klaren Worten, daß der Landarzt, Robert Felser, Urheber und Anstifter des vorgegangenen Bauerntumults sey.

Der Präsident und sämmtliche Assessoren stimmten so fort für seine Verhaftnehmung, und Keiner ahnete, was der einzige Rabenau wußte, daß die Aussage seiner Ankläger falsch sey. Dieser erwartete freylich nicht, daß der Beklagte,

den er näher kannte, als die übrigen Alle, sich auf jenes Zeugniß werde ruhig verurtheilen lassen, da ihm das Recht der Provokation auf die Zeugnisse der andern Mitschuldigen offen stand; allein es war doch für seine Rache schon etwas, daß der unbescholtene Mann angeschuldigt war, und sich vertheidigen mußte; auch ließen sich die Zeugnisse, die er zu seiner Rechtfertigung aufbringen konnte, leicht verdächtig machen, weil man auf Treu und Glauben des Referenten als vorausgesetzt angenommen hatte, daß sich Felser unter dem gemeinen Volke eine Parthey gemacht habe, die ihm schwärmerisch anhange; und so könnte es doch vielleicht dahin kommen, daß der Beklagte bis zum völligen Erweis seiner Unschuld verhaftet bleiben oder das Land räumen müßte.

Nach dieser vorläufigen Erörterung werden unsre Leser weniger verwundert seyn, als Robert es war, da nach der weitläuftigen Einleitung des vortragenden Rathes die förmliche, auf unverdächtigen Zeugnissen beruhende Anklage folgte: „er habe aufrührerische Grundsätze unter dem Volke verbreitet, von der höchsten Landesobrigkeit unehrerbietig und verächtlich gesprochen, und sich besonders auf eine injuriöse Art über die hochfürstlichen

Beamten geäußert; es sey auf sein Anstiften und Einreden geschehen, daß sich die Einwohner der am Walde liegenden Dorfschaften zusammengerottet, alles vorhandene Wild zusammengetrieben, erschlagen und größtentheils weggeraubt hätten; er habe sich endlich an der Spitze der Aufrührer gegen den Oberwildmeister und sein Gefolge zur Wehr gestellt, ihm selbst die gröblichsten Beschimpfungen zugefügt, und durch frevelhafte Drohungen ihn endlich gezwungen, sich mit den Seinigen vom Tummelplatz zu entfernen.

Robert schwieg und sah mit freyem Blick auf den Referent seiner Anklage, bis dieser ihn fragte, was er zu seiner Vertheidigung vorbringen könne?

Dann sagte Robert mit gesetzter Stimme: Ich bekenne vor dieser ehrwürdigen Versammlung, daß ich mir die Freyheit erlaubt habe, den Oberwildmeister von Heldreich, als einem unwürdigen Diener des gerechtesten und menschenfreundlichsten Fürsten, ein Wort der Wahrheit und des Ernstes zu sagen, als er den Hohn an der Menschheit zu weit trieb; Alles übrige, wer es auch gegen mich angezeigt haben mag, ist, mit dem gelindesten Ausdruck, Erdichtung, wie sie, bey genauerer

Untersuchung, einem hochverehrlichen Collegio sich von selbst darstellen wird.

Der Präsident, dem Felsers ruhiges Betragen auffallend war, sagte hierauf: Es soll Ihnen kein Unrecht geschehen, und wir werden uns freuen, wenn Sie die Unwahrheit der gegen Sie geschehenen Aussagen überzeugend darthun können.

Felser. Wenn diese Aussagen von dem Oberwildmeister und seinen Freunden herrühren; so wird der unpartheyische Richter gewiß auch diejenigen hören, die keine feindlichen Gesinnungen gegen mich hegen.

Der Präsident. Ihre Verhaftnehmung ist nicht auf die Anzeige des Oberwildmeisters, sondern auf die gerichtliche Aussage Ihrer eigenen Complicen geschehen.

Felser (frappirt). Meiner Complicen? Ich sollte meinen, daß es von dem Ausfall der Untersuchung erst abhängen würde, ob ich deren gehabt habe. Indeß darf ich wohl bitten, mir diese seyn sollenden Complicen zu nennen?

Der vortragende Rath. Die Haupttumultuanten Oswald und Gebhard aus Birkheim haben in öffentlichem Verhöre bekannt, daß sie von

dem Landarzt Felser zu dem verübten sträflichen Exceß animirt und aufgehetzt worden seyen.

Felser warf auf die sämmtlichen Beysitzer einen Blick, der zu fragen schien, ob sich dieß in der That so verhalte?

Der vortragende Rath (mit hämischem Lächeln). Sie haben ohne Zweifel ihren Leuten mehr Verschwiegenheit zugetraut?

Felser. Eine Antwort hierauf würde eben so sehr unter meiner Würde seyn, als die Frage unter der Ihrigen war.

Der Präsident. Herr Felser, Sie werden unbescheiden.

Felser. Mit dem Bewußtseyn vollkommener Unschuld scheut man sich nicht, die Wahrheit zu sagen. Die Birkheimer Einwohner, Oswald und Gebhard — lassen Sie gerechtest auch meine Aussage in das Protokoll aufnehmen — Ich sage, was ich als Augenzeuge bestimmt weiß und mit dem heiligsten Eyde bestätigen kann: Oswald und Gebhard sind eben so wenig Haupttumultuanten gewesen, als irgend einer von denen, die an jenem allerdings gesetzwidrigen Verfahren Antheil genommen haben. Der Exceß selbst, den keine Anhetzung und Aufwiegelung, sondern bloß die von zwey

Jägern, an einem unerfahrnen Jüngling verübte Grausamkeit und die unedle Weigerung des Oberwildmeisters, gegen die Thäter zu inquiriren, veranlaßt hat, ist bey weitem nicht so groß gewesen, wie ein leidenschaftlicher Referent ihn geschildert hat, und es ist durchaus kein einziges Stück Wildpret geraubt worden. Die aufgebrachten Bauern sind endlich durch meinen ermahnenden Zuspruch, wozu mich ihr edler Herr, der Freyherr von Tannenberg, beauftragt hatte, besänftigt und zur Ordnung zurückgebracht worden, und so wahr diese meine Aussage ist, so entschieden ist es zugleich, daß Gebhard und Oswald kein freyes Bekenntniß abgelegt haben.

Der vortragende Rath. Es ist sonderbar und eigen, daß Sie nicht bloß sich, sondern auch andre, die ihr Verbrechen selbst eingestanden haben, zu vertheidigen suchen.

Felser. Wenn die genannten Birkheimer sich selbst als Hauptverbrecher bekannt haben, so war ihr Bekenntniß von sich selbst eben so wenig frey, als ihre lügenhafte Aussage von mir.

v. Rabenau. Wie meinen Sie das? Glauben Sie, daß man hier dem Inquisiten Geständnisse abzwingt?

Felfer. Ich kann dieß unmöglich von einem Gerichtshofe glauben, wo die Gerechtigkeit vorsitzt (mit einem bedeutsamen Blick auf den Präsidenten); allein, schwache, furchtsame Menschen haben einen Zwang in sich selbst, der so mächtig wirkt, als die Folter. Ich kenne die Birkheimer Beyden, deren Aussage allein mich vor diesem Richterstuhle gravirt hat, und ich bin fest überzeugt, daß sie blos aus Furcht vor der Strafe die Wahrheit und ihr Gewissen verletzt haben. Nur das ist mir dunkel, wie sie auf den Gedanken fallen konnten, ihren Schuldantheil auf mich zu wälzen.

Der Präsident. Es wird Ihnen zu Ihrer Vertheidigung unbenommen seyn, Gegenzeugen aufzustellen.

Felser. So gewöhnlich diese Art von Vertheidigung ist, so muß ich doch gestehen, daß sie mir selbst zu meiner Rechtfertigung nicht gnügt; denn gesetzt auch, alle Uebrigen zeugten für mich, und die zwey wider mich abgelegten Zeugnisse würden von keinem einzigen weiter bestätigt, so würde es doch immer unentschieden bleiben, ob nicht alle mir günstigen Zeugnisse aus partheyischer Liebe zu mir entsprungen wären, und ich könnte

durch ihr Uebergewicht nur von der Strafe, aber nicht von dem mir schimpflichen Verdachte frey werden. Nur dann werde ich vor Ihnen und vor der Welt gerechtfertigt erscheinen, wenn meine Ankläger ihr falsches Zeugniß zurücknehmen, und ich erbitte mir daher von allen mir zustehenden Rechtswohlthaten nur diese, daß Sie jene Beyden ihre Aussage in meiner Gegenwart wiederhohlen lassen.

v. Rabenau. Man wird zu seiner Zeit Ihrem Ansuchen willfahren.

Felser. Ich wollte in geziemender Bescheidenheit bitten, daß es gleich jetzt geschehe.

v. Rabenau (mit sichtbarer Bewegung). Nein, das kann nicht geschehen.

Felser. Darf ein Inquisit fragen, warum?

v. Rabenau. Weil es gegen die eingeführte Ordnung ist.

Felser. Ich habe wichtige Gründe, zu bitten, daß sie dießmal von der eingeführten Ordnung eine Ausnahme machen.

v. Rabenau (mit leidenschaftlicher Heftigkeit). Sie haben sich freylich von der Ordnung schon manche Ausnahme erlaubt; aber hier werden Sie nichts ändern und stören können.

Felser sah und hörte und erkannte jetzt deut-

licher, als in dem ersten Augenblick, Raben. Zu der sinnlichen Wahrnehmung gesellte sich die dunkle Reminiscenz, einmal gehört zu haben, daß Rabe zu einer Staatsbedienung gelangt sey, und mit Einem Blicke durchschaute der hellsehende Mann das von der schwärzesten Rachsucht ausgebrütete Bubenstück ganz; dreister und freymüthiger wendete sich Felser so fort an den Präsidenten.

„Wenn Ihnen — sagte er — etwas daran gelegen ist, hinter die Wahrheit zu kommen, und ein gerechtes Urtheil zu sprechen, so geben Sie meiner Bitte Gehör.“

Der Präsident. Es soll Ihnen gewiß nicht unrecht geschehen; allein bis zur nächsten Session muß es mit der Confrontation Anstand haben.

Felser. Ich kann nicht ablassen zu bitten, daß sie noch in dieser erfolge.

v. Rabenau. Herr Präsident, wir haben noch andere und sehr dringende Geschäfte. Ist es Ihnen gefällig, den Inquisiten abtreten zu lassen?

Der Präsident schien unschlüssig, nickte aber doch dem Antrage Beyfall.

v. Rabenau zu Felsern. Haben Sie sonst noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zu sagen.

Felser. Daß es von mir abhängt, dies Forum anzuerkennen oder nicht, und daß ich von meinem Rechte Gebrauch machen werde, wenn Sie mir mein Gesuch abschlagen.

Der Präsident und sämmtliche Assessoren horchen mit gespannter Erwartung.

v. Rabenau. Welches Forum agnosciren Sie denn?

Felser. Als wirklicher Leibarzt unsers gnädigsten Fürsten meine ich unmittelbar unter dem Cabinetsrath zu stehen.

Der Präsident sieht Felsern verwundrungsvoll an. Ihre Prätension ist von eigner Art, und scheint fast unbegreiflich.

Felser (zieht sein Diplom hervor, und übergiebt es dem Präsidenten). Der Inhalt dieses Papiers wird mich der nöthigen Erläuterung überheben.

Der Präsident lies't, und betroffen sagt er bey Ansicht der Unterschrift zu den versammelten Räthen: Von Sr. Durchlaucht eigenhändig unterzeichnet.

v. Rabenau saß, wie versteinert, und seine geläufige Zunge war mit einemmale gelähmt.

Warum, fragte der Präsident Felsern, haben Sie dies Verhältniß nicht eher entdeckt? Sie würden dadurch mancher Unannehmlichkeit entgangen seyn.

Felser. Ich hoffte, daß meine Sache, nicht mein Stand, mich rechtfertigen würde.

Da der Präsident, bewandten Umständen nach, die Entscheidung des Processes an den Cabinetsrath abgeben mußte, und er selbst durch Felsers Unerschrockenheit in die Aussage der beyden Birkheimer mistrauisch geworden war, so hielt er es zu seiner eignen Bedeckung für rathsam, nichts zu versäumen, was seinerseits gethan werden könnte, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Rabenau wagte jetzt nach Felsers gültiger Appellation an eine höhere Instanz keinen Widerspruch mehr, und Felser erlangte sonach, ohne noch einmal bitten zu dürfen, daß Gebhard und Oswald vorgeführt wurden.

Wie erschütternd war ihnen Felsers unerwarteter Anblick gleich bey dem Eintritt in den Gerichtssaal! Sie sollten ihm in die Augen sagen, was sie hinter seinem Rücken von ihm ausgesagt hatten, und vermochten nicht einmal, ihm in die Augen zu sehen. Das böse Gewissen war mit

Brandmarkenden Zügen auf ihre Stirnen gezeichnet.

Rabenau, dem ihre Verwirrung nicht unbemerkt blieb, befand sich dabey in der peinlichsten Lage, ob er gleich seine ganze Geistesgegenwart zusammenraffte, um sie zur Wiederhohlung ihrer Anklage aufzufordern. — Er fieng an, stockte, hohlte wieder anders aus, und seine Beredsamkeit verließ ihn grade jetzt, da er sie am nöthigsten brauchte.

Felser, der seine Ankläger scharf in die Augen faßte, blieb unbeweglich auf seinem Platze stehen. Und plötzlich, wie von einem unsichtbaren Zauber ergriffen, stürzte sich Oswald Felsern entgegen, und fiel ihm sprachlos zu Füßen. Der erschrockene Sprecher verstummte, und aller Augen waren auf den überraschenden Auftritt gerichtet. — Gebhard zögerte nicht, seinem Gefährten zu folgen; mit gefalteten Händen und gebrochenen Worten erflehte er von dem beleidigten Edlen Vergebung.

„Ich verzeih' euch von Herzen, sagte Felser freundlich zu ihnen, da ich zumal überzeugt bin, daß euerm Vergehen nicht Bosheit und Tücke, sondern Kleinmuth und Schwäche zum Grunde liegt;

allein, ihr habt euch nicht blos an mir, sondern weit schwerer noch an der Wahrheit selbst und an euern achtungswürdigen Richtern versündigt. Dieß Verbrechen ist weit größer, als jenes, das ihr von euch wegzuwälzen gesucht habt, und ihr werdet es nur dadurch vermindern können, daß ihr aufrichtig gesteht, was euch zu jener verläumderischen Aussage vermocht hat. Wahrscheinlich ist sie nicht aus eurem eignen Kopfe entsprungen; ohne Zweifel haben euch schlechtdenkende Menschen durch einnehmende Vorspiegelungen dazu verleitet."

„Ja, Sie habens getroffen, — sagte Gebhard — wir wären nimmermehr auf einen so gottlosen Gedanken gekommen, wenn nicht....

Gebhard und Oswald bekannten jetzt, was unsre Leser schon wissen, treu und der Wahrheit gemäß, und der Präsident ließ ihr Bekenntniß in das Protokoll aufnehmen.

Das Resultat war vorläufig dieses, daß Felser seines Arrests entlassen, gegen den Gefängnißwärter aber, weil er gegen Eyd und Pflicht einem Fremden den Zutritt zu seinen Arrestanten verstattet hatte, unverzügliche Verhaftnehmung verfügt ward.

Rabenau sah die Folgen dieses gerechten Verfahrens mit Zittern voraus, und hatte doch

nicht den Muth, dem Ausspruche des Präsidenten nur ein Wort entgegenzustellen.

Felser wandte sich nunmehr selbst an den Cabinetsrath, und fand besonders bey dem Minister von B...., der Felsern sehr viel verdankte — denn Marianne, die von ihm gerettete Tochter des vorigen Ministers, war seine Gattin — eine überaus günstige Aufnahme. Durch diesen ward ihm sogar die Ehre einer Privataudienz bey dem Fürsten zu Theil; und Felser benützte sie dazu, daß er ihm die von dem Oberwildmeister ausgeübten Bedrückungen freymüthig darstellte, und für seine ländlichen Freunde wegen ihres begangenen Fehltritts um Begnadigung bat. Der menschlich richtende Fürst ließ den warmen Fürsprecher nicht unerhört, und freudig, wie ein Sieger, eilte dieser mit der errungnen Trophäe in die geliebte Heimath zurück.

Der Cabinetsrath betrieb indeß die Untersuchung der schändlichen Kabale, die dem rechtschaffensten Manne war gespielt worden, aufs schärfste, und da der Gefängnißwärter nicht uneigennützig genug war, um sich selbst zur Rettung eines Andern aufzuopfern, so konnte der Urheber der Kabale nicht lange versteckt bleiben. Der Sekretair des

Regierungsassessors gestand selbst seine Schuld durch die Flucht ein, und v. Rabenau ward durch die in seinen versiegelten Papieren aufgefundenen Briefe des Oberwildmeisters von seiner Niederträchtigkeit überführt. Beyde, sowohl Rabenau als der Oberwildmeister, wurden ihrer Aemter und Würden entsetzt, und die Regierung ließ zugleich durch Jagdkommissarien die zweckmäßigsten Einrichtungen machen, um alle in der Nähe des Waldes liegenden Ortschaften vor künftigem Wildschaden zu sichern.

So war denn Felser nicht bloß gerechtfertigt, sondern er hatte sogar für die ihm zugefügte Beschimpfung eine Genugthuung erhalten, wie er sie nie erwartet, und noch viel weniger gewünscht hatte. Er bedauerte vielmehr den alten Mann, den seine elende Rachsucht um Amt und Ehre gebracht hatte, und obgleich die Entsetzung des Oberwildmeisters, der, wie sich leicht denken läßt, Flüche und Verwünschungen gegen ihn ausstieß, für die ganze Landschaft wohlthätig war, so war es doch keinesweges seine Bestrafung, über die er sich freute. Freylich konnt er nicht hindern, daß ihn Alle für den Urheber dieser glücklichen Veränderung ansahen, und er hätte stolz darauf werden können,

wär' er nicht zu weit über diese Schwäche erhaben gewesen. Still und geräuschlos setzte er seinen Weg fort, trieb, wie bisher, seinen Beruf als Arzt, der ihm immer der erste und wichtigste blieb, und war, wie zuvor, im Kreise der Seinigen glücklich.

Hier beschäftigte ihn besonders die Sorge für seinen ältesten Sohn, der bey ausgezeichneten Talenten und beharrlicher Neigung zu den Wissenschaften bereits in dem Alter stand, wo zu seiner Bestimmung ein näherer Vorschritt geschehen mußte. Dem lernbegierigen Gustav gnügte selbst der Unterricht nicht mehr, den er bisher bey seinem Vater und dem Prediger Meier genossen hatte, und so weh es auch seinem Herzen that, sich von den geliebten Eltern trennen zu müssen, so unterwarf er sich doch willig dem Entschluß seines Vaters, ihn auf das wohleingerichtete und mit geschickten Lehrern versorgte Gymnasium in C..... zu bringen.

Felser entschloß sich hierzu aus der Ueberzeugung, daß zur Bildung eines Gelehrten der Privatunterricht nicht hinreichend sey, und er schrieb die in unserm Zeitalter sichtbare Abnahme gründlicher Gelehrsamkeit hauptsächlich dem so gewöhnlichen Vornehmthum der Bemittelten zu, die

sichs zur Schande anrechnen, ihre Kinder an einer öffentlichen Lehranstalt Theil nehmen zu lassen, weil sie ihnen einen eigenen Hofmeister halten können. Der eigene Hofmeister wird aber schwerlich so viel allein wissen, als die an einem öffentlichen Institute vereinigten Lehrer zusammen, und der Schüler kann daher auch nicht so viel lernen, als sein Geist zu fassen vermag. Auf der Akademie muß er dann erst nachhohlen, was in der Vorbereitungszeit an ihm versäumt ward, und wie leicht kann sein Trieb ermatten, wenn er sieht, daß es ihm noch überall an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt.

Diese triftigen Gründe bestimmten Felsern, seinen Gustav in wenig Wochen von sich zu entfernen, und Elise fügte sich darein troz aller Einwendungen, die dagegen ihr Herz machte, weil sie voraussetzte, daß ihr Mann es besser verstehen müsse, als sie.

Der gutmüthige Gustav suchte in dieser letzten Zeit seines Aufenthalts in der lieben Heimath den Umgang mit seinem väterlichen Freunde und Lehrer noch recht zu genießen, und täglich gieng er diesem entgegen, wenn er bey einbrechender Däm-

merung von ländlichen Wanderungen, die sein Beruf ihm zur Pflicht machte, zurückkam.

Felser war heute in einigen entlegenen Ortschaften gewesen, und es ward schon ziemlich dunkel, als er in das Gebüsch kam, das ohngefähr eine Viertelmeile von Ruhthal entfernt war. Und siehe! da lag hart am Wege auf dem Angesichte ein Knabe, den Felser augenblicklich für seinen Gustav erkannte. Der erschrockne Vater wollt' ihn aufheben, aber Gott! welch ein Anblick! Der Knabe schwamm in seinem Blute. Ein Schuß, den Robert in der Entfernung gehört hatte, war durch seine Brust gegangen. Noch quoll starrendes Blut aus der Wunde. Sein Geist war unwiederbringlich entflohen. — Seiner Sinne nicht mächtig sank der unglückliche Vater zu Boden, dann sich ermannend sah er mit ausdrucksvollem Blicke zum Himmel, nahm den todten Knaben auf seinen Rücken, und trug ihn nach Hause.

Elise, unruhig über sein langes Außenbleiben, kam ihm entgegen, und es stand nun nicht mehr in seiner Gewalt, den grausenvollen Anblick vor ihr zu verbergen. Sie stieß einen Schrey aus, und dann war ihre Zunge gelähmt. Ihren Gatten mit beyden Armen umschlingend, schleppte sich die bejam-

mernswürdige Mutter ihm nach, und noch sprachlos fiel sie an dem Sopha nieder, auf welches Felser den Leichnam seines Sohnes legte. — Dort stand ein Mann in der Ecke des Zimmers, der ängstlich auf seine Zurückkunft geharrt hatte. Er sah und hörte, was vorgegangen war, und sein Haar sträubte sich vor Entsetzen. Robert bemerkte ihn mitten in seinem eignen Schmerze und dem herzdurchbohrenden Schluchzen Elisens, die er von dem hingeopferten Lieblinge zu trennen umsonst versuchte. „Was will Er, mein Freund!“ fragte Robert mit matter Stimme.

„Ach! Gott, — seufzte der Mann und rang die Hände, die er flehentlich ausstreckte — Ihr Sohn ist todt, und mein Weib vielleicht auch.

Robert, (der auf einmal sein eignes Schicksal vergaß). Armer Mann! Sie ist also sehr krank?

Der Fremde. Seit Vormittags liegt sie schon in Geburtsnoth, und die Wehfrau spricht, sie vermöchte hier nichts. Ach! Sie könnten ihr gewiß helfen, aber ich kanns Ihnen nicht zumuthen. Blutender Schmerz und wohlwollendes Mitleid war auf Roberts ausdrucksvollem Gesichte gemischt. Er faßte jetzt Elisens herabgesunkene

Hand, sah mit starren Augen auf den hingeschlummerten Knaben, und blickte dann wieder auf den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Gatten. Nie hatte sich Felser in einer peinlichern Verlegenheit befunden, nie hatte er schrecklicher, als in diesen Augenblicken, gekämpft. — Noch stand der fremde Mann in kläglich bittender Stellung, und harrte ängstlich auf den Bescheid. — Doch die ihn quälende Ungewißheit währte nicht lange. „Guter Freund, sagte Felser zu ihm mit liebreich wehmüthigem Tone, es ist wohl für mich jetzt eine harte Pflicht, aber ich will ihn begleiten.“

Hatte Jener bisher vor Angst nicht sprechen können, so verstummte er nun vor dankbarer Rührung.

Rosa und Moritz kamen erst jetzt von einem Besuch aus Hoheneichen zurück, und die Scenen des Jammers erneuerten sich. Bald auch war das Zimmer von Landleuten voll, die bey der schnell sich verbreitenden Schreckensnachricht herbey geeilt waren, um mit den unglücklichen Eltern zu weinen. — Elise fiel ihrem Manne um den Hals und wollt' ihn nicht fortlassen. „Gott und gute Menschen sind bey dir, sagte Robert; ich

muß dort helfen, wo vielleicht noch zu helfen ist. Euch, Freunde, empfehl' ich mein Weib, meine Kinder. Habt ihr auch keinen Trost für sie, so habt ihr doch Mitempfindung und Thränen."

Rasch enteilt' er, bestieg sein zu flüchtigen Ritten schon abgerichtetes Pferd, und als der Mann der Gebärerin, der ihm nicht so schnell folgen konnte, zurückkam, war sie schon durch Felsers Hülfe glücklich entbunden. Ohne den Dank der Geretteten und die verdiente Belohnung abzuwarten, flog er wieder nach Hause, und fand daselbst außer den zurückgelassenen Freunden auch die Hoheneichner Geliebten, Bergers und Meiers, und den wackern Tannenberg mit seiner edlen Gemahlin.

Die allgemeine zärtliche Theilnahme und die tausend Thränen, die um den liebenswürdigen in seiner schönsten Blüthe hingewürgten Knaben vergossen wurden, waren zwar lindernder Balsam für die verwundeten Herzen der Eltern; aber nichts desto weniger blieb es ein hartes Verhängniß, ein Kind von so viel versprechenden Anlagen auf eine so eigne Art zu verlieren.

Diese eigne Art des Verlustes glaubte sich Robert anfangs nur so erklären zu können, daß sich

mit Gustaven zugleich ein Jäger in dem Gebüsche befunden habe, dem entweder das Gewehr von ohngefähr losgegangen sey, oder der, von der Dunkelheit des Abends getäuscht, den vielleicht sitzenden Knaben für ein Stück Wild angesehen und in diesem unglücklichen Irrthume auf ihn gezielt habe.

Der Baron Tannenberg, der sich den schauderhaften Vorfall auf gleiche Weise erklärte, ließ deshalb, ob es gleich Robert, der lieber nichts entdeckt wissen wollte, dringend verbat, unter den herrschaftlichen Jägern eine scharfe Untersuchung anstellen, durch welche sich aber diese Muthmaßung ganz widerlegte, denn Keiner hatte, wie sie Alle überzeugend bewiesen, zu jener Zeit in der Gegend von Ruhthal sich aufgehalten.

Die Leute trugen sich indeß schon mit einer andern Vermuthung, die in Roberts argloser Seele nie würde aufgestiegen seyn, wenn sie ihm nicht wäre entgegengebracht worden. Man sprach sehr laut von rachsüchtigen Aeußerungen des Oberwildmeisters gegen Felsern, dem er seine Entsetzung schuld gab, und da er in wenig Tagen das Schloß Lichtenburg seinem Nachfolger überlassen sollte, so fand man es nicht unwahr-

scheinlich, daß er, um seine Rachsucht noch zu befriedigen, dem unschuldigen Knaben aufgelauert, und ihn absichtlich ermordet habe. Vielleicht auch — setzte man hinzu — sollte der Schuß dem Vater gelten, aber sein langes Außenbleiben mocht' ihn ungewiß machen, ob er nicht vielleicht einen andern Rückweg genommen habe, und so verübte er, um seiner Rache gewiß zu seyn, das Bubenstück an dem Sohne.

Diese Sage kam Felsern zu Ohren, als der Oberwildmeister das Schloß Lichtenburg schon verlassen und sich auf eines seiner ausländischen Güter begeben hatte. Weil jedoch außer der Fähigkeit des Oberwildmeisters, eine solche That zu begehen, und seinen etwanigen Drohungen, die man auch nur wollte gehört haben, kein Beweisgrund gegen ihn statt fand, so erlaubte Felsern seine gewissenhafte Wahrheitsliebe nicht, jener Sage zu glauben, und er widersprach vielmehr denen, die zuversichtlich behaupteten, daß es so sey.

Einige Tage nach Gustavs trauervoller Beerdigung kam Tannenberg zu Felsern, und zwar vorzüglich in der Absicht, ihm das schwarze Geheimniß der Ermordung seines Sohnes zu enthüllen. Ohngeachtet Roberts gelassener Hinge-

bung in das traurigste von allen ihn betroffenen Schicksalen ruhte doch stiller Gram auf seinem Gesichte. Mit abgehärmten Wangen und tiefer Schwermuth im Auge zwang sich Elise um ihres Gatten willen, beruhigt zu scheinen.

Es thut mir weh, sagte Tannenberg zu Felsern, Sie an einen Verlust erinnern zu müssen, den ich Sie gern auf immer möchte vergessen machen; jedoch liegt mir selbst zu viel daran, das unschuldig vergossene Blut Ihres Sohnes an seinem Mörder zu rächen, und ich muß Ihnen daher meine gemachten Entdeckungen mittheilen.

Robert. Ich habe Ihnen schon einmal erklärt, daß ich nicht wünschte, den Urheber meines Schmerzes kennen zu lernen; weil es leichter ist, dem Unbekannten zu verzeihen, als dem, den man kennt. Besonders möchte ich nicht gern den meinem Herzen wohlthuenden Glauben verlieren, daß bloß Irrthum oder Unvorsichtigkeit meinem Sohne das Leben gekostet hat, und ich arbeite darum an mir selbst, eine gewisse Vermuthung, die mir von Andern zugebracht worden ist, mir ganz aus dem Sinne zu schlagen.

v. Tannenberg. Und doch scheint diese Vermuthung nur allzu gegründet.

Robert. Wie? Auch Sie hegen Verdacht gegen den Oberwildmeister?

v. Tannenberg. Seit dem heutigen Morgen bin ich überzeugt, daß er und kein Andrer, die Unthat verübt hat.

Robert. Ists möglich? Sie haben Beweise.

v. Tannenberg. Zwey Männer aus Waldau haben unaufgefordert vor mir bekannt, daß ihnen der Oberwildmeister mit seinem Leibjäger an jenem unglücklichen Abend nahe bey dem Gehölze, wo Ihr Sohn umgekommen ist, begegnet sey. Sie versichern, daß es der Oberwildmeister gewesen sey, obgleich er und sein Begleiter, wahrscheinlich um sich unkenntlich zu machen, sich in Mäntel gehüllt hätten. Die Waldauer haben auch bald darauf nach dem Gehölz zu einen Schuß fallen hören. Hierzu kommt noch, daß man den Leibjäger des Oberwildmeisters, einen erzschlechten Menschen, den er auch mit auf seine Güter genommen hat, schon an dem Morgen jenes Tages in Ruhthal und dann auch in Mooßkirchen, wo Sie in Geschäften sich aufhielten, bemerkt hat.

Robert. Ich erinnere mich selbst, ihn gesehen zu haben.

Tannenberg. Es ist also klar, daß er die Absicht hatte, Sie zu beobachten, und seinem Herrn von dem Rückwege, den Sie nehmen würden, Nachricht zu geben. Wahrscheinlich sollten Sie selbst das Opfer seiner Rache werden; aber die Dazwischenkunft Ihres Sohnes änderte seinen Plan, und er verübte die vorhabende Schandthat an diesem, um Ihnen so einen noch empfindlichern Streich zu versetzen.

Robert. Wenn es so ist, wie die beyden Leute ausgesagt haben, so ist es freylich kaum zu bezweifeln, daß mein armer Gustav von der Hand der Rachsucht gefallen ist.

Tannenberg. Sie haben sich freywillig anheischig gemacht, die Wahrheit ihrer Aussage eydlich zu bestärken.

Robert. Nun, so verzeih' ihm Gott, wie ich ihm verzeihe! Die Entsetzung des Oberwildmeisters war für die Menschheit eine große Wohlthat, wenn sie gleich für mich eine sehr schmerzhafte Folge gehabt hat. Ich will denken und mich damit beruhigen, daß ich mit meinem Verluste für sie bezahlt habe.

Tannenberg. Nein, edler Freund, Sie müssen und Sie sollen Genugthuung haben.

Robert. Wird die mir zu verschaffende Genugthuung meinen Gustav wieder ins Leben bringen?

Tannenberg. Leider nicht! allein boshafter Menschenmord darf auch nicht ungestraft bleiben. Der Bösewicht ist zwar unserm Lande entflohen; aber auch in seinem Lande wird ihn die Gerechtigkeit verfolgen und finden.

Robert (lächelnd). Der Oberwildmeister ist von uraltem Adel, und hat über eine Million zu gebieten.

Tannenberg. Sein Wappenschild wird zerbrochen, sein Vermögen konfiscirt werden, wenn seine Schandthat ans Licht kommt.

Robert. Aber wird dieß so leicht seyn, sie ans Licht zu bringen? Selbst die beschworne Zeugenaussage wird doch bloß einen Verdacht gegen ihn begründen, ihn aber nicht des wirklichen Verbrechens überführen können. Und welches gerechte Tribunal verurtheilt auf bloßen Verdacht?

Tannenberg. Ich gebe zu, daß der jetzt gegen ihn vorhandene Beweis vor Gericht noch nicht hinreichend ist, seine Schuld zu entscheiden, ob er gleich für uns überzeugende Kraft hat; es könnten sich aber leicht bey der Untersuchung noch meh-

rere und stärkere finden, zumal da man die Mitwissenschaft seines Leibjägers als vorausgesetzt annehmen kann.

Robert. Die Untersuchung würde langwierig und der Erfolg immer ungewiß seyn.

Tannenberg. Ich nehme es auf mich, sie an Ihrer Stelle zu betreiben, sollte sie mich auch einen beträchtlichen Theil meines Vermögens kosten.

Robert. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen mit dieser edelmüthigen Aufopferung Ernst ist; allein, eben darum bitt' ich Sie dringend, von Ihrem Vorsatze abzustehen. Wenn Heldreich so klug als böse ist, so wird es unmöglich seyn, ihn seines Verbrechens zu überweisen, und dann wär' es ja schade um die verlornen Summen, die zu manchem guten und gemeinnützigen Werke verwendet werden konnten.

Tannenberg. Der Verruchte soll also ungestraft bleiben?

Robert. Das wird er gewiß nicht, so lange noch eine höhere Gerechtigkeit über uns waltet.

Tannenberg. Entscheiden Sie wenigstens nicht allein, denn auch das Mutterherz hat hierbey eine bedeutende Stimme.

Elise. Gott und sein Gewissen mögen ihn richten.

Tannenberg (mit Affekt). Nun, so peitsch' ihn auch sein Gewissen in Höllenangst und Verzweiflung, daß er ein hoffnungsvolles Leben so grausam zerstört und ein edles Elternpaar so bitter gekränkt hat. Ihres Gustavs Andenken will ich ehren, als wär' er mein Sohn gewesen.

Der Baron ließ an der Stelle, wo Gustav gefallen war, ihm ein einfach kostbares Denkmal errichten, dessen schauerlichen Reiz und Eindruck das dunkle Gebüsch, wovon es umgeben war, noch mehr erhöhte. Wer da vorübergieng, gedachte des liebenswürdigen Knaben, und noch lange floß ihm des gefühlvollen Wanderers Thräne.

Mit der Zeit verblutete auch Roberts und Elisens so tief geschlagene Wunde, ob ihnen gleich immer eine wehmüthige Erinnerung an den früh entrissenen Liebling zurückblieb.

„Wir sind ärmer geworden — sagte Robert einst zu Elisen, der früher gefaßt war, als das schwächere Weib; — aber wir sind noch bey weitem nicht arm. Zwey gute zärtliche Kinder sind uns geblieben, die sich gewiß beeifern werden, uns den erlittenen Verlust zu ersetzen. Gustav war

doch vielleicht unsern Herzen der liebste, und das hätt' er uns nicht seyn sollen. Moritzen hätten wir vielleicht, wär ein Opfer unvermeidlich gewesen, williger hingegeben, und doch ist der Junge so gut, wie Gustav war, wenn auch nicht so fähig. Auch waren wir vielleicht etwas eitel auf jenen, und hätten es noch mehr werden können, wenn er geworden wäre, was er zu werden versprach. O! laß uns, gute Elise, laß uns den Wink des großen Menschenerziehers verstehen und ehren! Wie schwach, wie unvollkommen wären wir noch, wenn wir nicht dem Liebsten zu entsagen, das Theuerste hinzugeben vermöchten. Von zwey Söhnen ist uns der geblieben, für den die Natur weniger gethan hat, damit wir desto mehr für ihn thun sollen. Moritz wird, ohne zu glänzen und vor Andern hervorzustechen, ein brauchbarer Mann werden, und reiner wird unsre Freude über ihn seyn, weil sie mit keinem Stolze vermischt ist. Unsre Hoffnungen waren so groß und allerdings auch gegründet. Aber wie? wenn sie dennoch fehlgeschlagen wären, wenn Gustav am fremden Orte, wo die bisherige Aufsicht nicht mehr statt finden konnte, zu Thorheiten und Ausschweifungen wäre verführt worden, würd' uns das nicht viel schmerz-

hafter noch gewesen seyn, als uns jetzt sein Verlust ist? O! ich habe manchen Jüngling gekannt, der gut, so gut wie unser Gustav, die sogenannte hohe Schule der Weisheit betrat, und verdorben, an Leib und Seele verdorben, von da weggieng. Moritz ist nicht so lebhaft, so feurig, wie er war, und wir sind daher weniger in Gefahr, ihn auf die Art zu verlieren.

Elise. Guter Mann, du hast mehr noch verloren, als ich, grade den Sohn, von dem du hoffen konntest, daß er auf deinem Grunde einst fortbauen würde.

Robert. Das hofft' ich freylich, weil ich es wünschte; aber ich hätte leicht später erfahren können, was ich so bald erfuhr, daß meine Hoffnung ein Traum war.

Elise. Nun, es könnte doch seyn, daß dir dieser Wunsch noch gewährt würde. Moritz hat zu seiner Schwester gesagt, er wolle nun, da Bruder Gustav todt sey, kein Oekonom werden, sondern studiren.

Robert. Wie? und das wäre sein Ernst?

Elise. Er scheint es wenigstens ernstlich zu meinen, denn fast immer ist er mit Büchern beschäftigt, und gestern bat er mich sogar, ihm bey

dir bitten zu helfen, daß er bey Meiern die Stunden bekäme, die Gustav hatte, und versprach so fleißig zu seyn, daß er bald an Gustavs Stelle auf das Gymnasium gehen könnte.

Robert. Und was gabst du ihm darauf für Bescheid?

Elise. Meine Antwort entsprach meiner Freude, daß deine durch Gustavs Tod vernichteten Hoffnungen in Moritzen wieder aufleben.

Robert. Siehst du, Elise, daß edle Züge in diesem Charakter schlummern? Laß uns Gott danken, daß er uns noch einen guten Sohn schenkte!

Moritz kam so eben mit einem Buche in der Hand in das Zimmer, und wollte den Vater bitten, ihm eine Stelle, die er nicht verstand, zu erklären.

„Deine Wißbegierde, guter Sohn — sagte der Vater zu ihm, — ist recht löblich; aber ich wundere mich, daß du jetzt an diesem Buche Geschmack findest.

Moritz. O ja, es gefällt mir recht sehr wohl.

Der Vater. Wie geht aber dieß zu? Du warst ja sonst kein so großer Freund von Büchern, und am wenigsten von solchen.

Moritz. Ja, nun ists auch was ganz anders, da Bruder Gustav todt ist; nun muß ich doch ein Gelehrter werden.

Der Vater. Wer hat dir gesagt, daß du es müßtest?

Moritz. Niemand; ich habe mirs selber gesagt.

Der Vater. Es war also dein eigner Einfall?

Moritz. Ja, guter Vater.

Der Vater. Wie kommst du aber auf diesen Einfall? Hast du denn auf einmal die Lust zur Landwirthschaft verloren?

Moritz. Nein, wenn Bruder Gustav leben geblieben wäre, so wär' ich wohl gern ein Landwirth geworden, aber nun der todt ist, wirst du doch mehr Freude über mich haben, wenn ich studiere, und einmal werde, was du bist.

Der Vater. Ist dieß die wahre Ursache deines veränderten Entschlusses?

Moritz. Ja gewiß, lieber Vater; es wäre ja unrecht, wenn ich die Wahrheit nicht sagte.

Der Vater. Aber hast du auch überlegt, daß es kein Leichtes ist, ein Gelehrter zu werden, daß schon die Vorbereitung auf diesen Stand viel Arbeit und Anstrengung des Verstandes erfordert? Du merkst und begreifst nicht so leicht, wie Gustav; die Natur hat dir mehr körperliche, als geistige Kräfte gegeben. Wirst du nicht bald ermüden, und es bereuen, daß du dir einen Beruf erwähltest, wozu du nicht genug natürliche Anlage hast?

Moritz (weichmüthig). Guter Vater, ich war so froh über mich selbst, weil ich glaubte, daß du mit mir zufrieden seyn würdest.

Der Vater. Du suchst einer Antwort auf meine Frage auszuweichen. Moritz, ich frage dich auf dein Gewissen: Ist es Ernst, daß du deiner bisherigen Neigung zur Landwirthschaft entsagen und dich für die Wissenschaften bestimmen willst? Getraust du dir wirklich, die Schwürigkeiten, die dir hier im Wege stehen, zu überwinden, und durch Fleiß zu ersetzen, was dir an Talent abgeht?

Moritz. Ja, Vater, ich habe mirs ernstlich vorgenommen, und wenn mirs auch noch so sauer wird, es soll mich nicht abschrecken. Laß mir nur

recht viel Unterricht geben; mein Kopf wird schon besser werden, wenn ich ihn übe.

Der Vater (der seine Rührung mit Mühe verbirgt). Moritz, bleib, wie du bist, und du wirst mir am Pfluge so lieb seyn, als am Studirtische. Ich würde kein guter und gewissenhafter Vater seyn, wenn ich dich bey deinem Worte halten und dir eine Lebensart zumuthen wollte, die deiner Zufriedenheit so nachtheilig seyn würde, wie deiner Gesundheit. Bleib bey dem Fache, das deinen Fähigkeiten und Kräften am angemessensten ist, und wozu du von deiner Kindheit an die meiste Neigung bezeigtest. Du wirst mir als ein wackrer und gemeinnütziger Landwirth eben so lieb seyn, und eben so viel Freude machen, als wenn du dir alle Schätze der Gelehrsamkeit erwürbest. Wende den Fleiß, den du den Wissenschaften widmen wolltest, auf dieß Fach, so wirst du nicht bloß lernen, wie man fruchtbare Felder baut und bestellt, sondern auch, wie man unfruchtbares Land anbaut und für Menschen und Thiere nutzbar macht.

Moritz war über diese väterliche Entscheidung innig erfreut, denn er konnte sich selbst nicht verbergen, daß die Liebe zur Landwirthschaft bey ihm vorwaltete, und nur kindliche Zärtlichkeit und from-

me Rücksicht auf die durch Gustavs Tod vereitelten Hoffnungen des guten Vaters, hatten ihn zu dem Entschlusse bestimmt, sich den Wissenschaften zu widmen. Die Versicherung des Vaters, daß er ihn als Landwirth eben so lieben, und sich eben so über ihn freuen werde, als wenn er ein Gelehrter würde, belebte seine unterdrückte Neigung aufs neue, und er ließ es eben so wenig an Fleiß fehlen, seine Wissenschaft gründlich zu lernen, als es sein Vater an den dazu erforderlichen Anstalten fehlen ließ.

Moritz ward, nachdem er vom Prediger Meier in allen den Kenntnissen, die auch dem Ungelehrten unentbehrlich oder doch anständig sind, war unterwiesen worden, dem herrschaftlichen Oekonomieverwalter, der kein Oekonom von gewöhnlichem Schlag, sondern ein denkender und einsichtsvoller Mann war, der sein Fach wissenschaftlich betrieb, zum Unterricht übergeben, und die zärtlichen Eltern freuten sich, daß sie ihn hier in ihrer nähern Aufsicht behielten, und die Sorge für die Erhaltung seiner physischen und moralischen Gesundheit nicht ganz fremden Menschen anvertrauen durften.

Moritz hatte schon nach zwey Jahren in der praktischen Erlernung seiner Wissenschaft solche

Fortschritte gemacht, daß es der Vater nicht bereuen konnte, auf den süßen Stolz, der Welt einen gelehrten Sohn zu schenken, und in ihm sich selbst zu erhalten, Verzicht geleistet zu haben. Ob er auch hier der Pflicht eines rechtschaffenen Vaters gemäß handelte, bedarf wohl keiner Beantwortung; daß aber unter den Vätern, wie sie sind, nicht jeder Vater, wenn Roberts Schicksal ihm wiederführe, wenn der Verlust des einen Sohnes seine Hoffnung vereitelt, und der Andre, der Einzige ihm übriggebliebene, ihn zu ersetzen sich freywillig erboten hätte, so würde gehandelt haben, wie Robert, läßt sich wohl eben so wenig bezweifeln. Bey weitem die meisten Väter wünschen und verlangen sogar von ihren Söhnen, daß sie werden sollen, was sie sind, wenn diese gleich zu einem andern Berufe mehr Trieb und Anlage haben, und besonders soll dieser Fehler den gelehrten Vätern eigen seyn, nicht gerade, weil sie glaubten, daß ihre Söhne im gelehrten Stande am meisten nützen und am glücklichsten seyn würden, sondern weil sie es für nicht anständig halten, sie in den Stand der Ungelehrten übertreten zu lassen. Möge sie immer die Vorliebe zu ihrem eignen Fache entschuldigen; rechtfertigen kann sie ihr Verfahren durchaus nicht;

ein guter Vater muß ohne Vorliebe für irgend ein Fach untersuchen, zu welchem sein Sohn den meisten innern Beruf hat, und ohne alle Rücksicht auf seinen eignen Wunsch, ihn für dieses bestimmen. Mancher Sohn erwählt auch nur den Stand seines Vaters, weil er glaubt, es müsse so seyn, und er nicht veranlaßt wird, an die Wahl eines andern zu denken; ein gewissenhafter Vater wird darum selbst seinem Sohne Gelegenheit geben, andre Berufsarten kennen zu lernen, und welche von diesen etwa seine Neigung stärker reize, oder seinen Fähigkeiten angemessener sey, absichtlich erforschen. Der trüben Augen und der unzufriedenen Gemüther würden gewiß auf unsrer Erde viel weniger seyn, wenn jeder auf dem Platze stünde, wohin er gehört, und mancher gutgeartete Sohn, der dem Willen seines Vaters sich aus kindlichem Pflichtgefühl unterwarf, muß bey reiferm Alter, wenn er die Unzulänglichkeit seiner Geisteskräfte kennen lernt, die väterliche Eitelkeit theuer bezahlen. Er sieht jetzt ein, daß er in sein Fach nicht paßt; er fühlt, daß er hier nicht leisten kann, was er soll, daß er jedem andern Berufe besser, als dem seinigen, würde vorstehen können; dieß Gefühl macht ihn mit sich selbst unzufrieden; er verliert die Lust zu fortdauernder An-

strengung, an deren Erfolg er verzweifelt, und er beklagt den Eigensinn des Mannes, dem seine jugendliche Unerfahrenheit mit unbedingtem Zutrauen folgte, wenn er zu gut ist, ihn zu verwünschen. Robert, der in seinen akademischen Jahren Gelegenheit gehabt hatte, Erfahrungen dieser Art zu machen, konnte daher, als bedächtiger und gewissenhafter Vater, unmöglich in Versuchung gerathen, seinen Sohn zu einer andern Lebensart zu bestimmen, als zu derjenigen, welche die Natur selbst ihm anwies, obgleich diese Versuchung durch Moritzens kindliche Zärtlichkeit ihm sehr nahe gelegt ward.

Wenn der liebende Vater mit seiner Tochter anders verfuhr, wenn er Rosa'n in Absicht ihrer ehelichen Bestimmung weniger sich selbst überließ, als Moritzen in der Wahl seines bürgerlichen Berufs, so handelte er darum nicht weniger nach Grundsatz und Ueberzeugung.

Rosa hatte das Alter der Liebe erreicht, und es ließ sich von einer so gefühlvollen Seele nicht erwarten, daß ihr dieses Gefühl fremd bleiben würde. Sie hatte das Glück — wenigstens würden es viele unsrer jungen Damen so nennen — einem Offizier zu gefallen, der ein begüterter Edelmann war,

und der Offizier, ein artiger und wohlgebildeter junger Mann, misfiel ihr nicht.

Die Bekanntschaft ward auf dem Schlosse in Hoheneichen gemacht, denn von Heimbach war ein naher Verwandter des Tannenbergischen Hauses, und brachte daselbst statt der vierzehn Tage, die er seinem Vetter versprochen hatte, drey volle Monate zu. Er war von Rosa's Schönheit, Verstand und Tugend in gleichem Grade bezaubert, und er würde keinen Anstand genommen haben, ihr mit seinem Herzen auch seine Hand anzubieten, wenn er es hätte wagen dürfen, sie dem alten Heimbach, dem seine sechszehn Ahnen eben so viel als seine sieben Rittergüther werth waren, als seine Auserwählte vorzustellen.

Rosa las und hörte jedoch das Geständniß der Liebe deutlich genug in seinen Augen und in jedem Ausdruck seiner Empfindung; sie verstand seine Klagen über Verhältnisse, die sich nicht ändern ließen, über das eiserne Vorurtheil, das noch so manchen sonst rechtschaffenen Mann und Vater beherrsche, und seine hoffnungsvollen Hindeutungen auf eine dem verschwiegenen Wunsche eines aufrichtigen Herzens günstigere Zukunft; — Rosa

verstand diese Winke, ob sie gleich nicht that, als ob sie dieselben verstünde.

Aber freylich schien jene erwünschte Zukunft noch ziemlich entfernt, denn der alte Herr war in seinem fünf und sechzigsten Jahre noch wie ein Vierziger munter, und hoffte selbst das Alter seines hochseligen Herrn Vaters, der über neunzig geworden war, zu erreichen. Der Liebhaber fühlte dieß mehr noch, als die Geliebte, die noch gar nicht ans Heirathen dachte, sondern nur die süßen Empfindungen nährte, welche ihr der liebenswürdige Gegenstand einflößte. Noch unbekannt mit den Gefahren der Liebe und dem Kummer, der so oft sie begleitet, hielt sie jene Empfindungen für so unschuldig, wie sie bey ihr wirklich waren, und glaubte nicht in dem Verhältnisse zu seyn, welches ihr die verständige Mutter schon manchmal als das Gefährlichste für ein gefühlvolles Mädchen mit rührendem Ernste vorgestellt hatte.

Bey diesem Gefühle der Schuldlosigkeit fürchtete sie nicht, sich dadurch verdächtig zu machen, daß sie öfterer als sonst sich Erlaubniß ausbat, die gnädige Frau zu besuchen, und als die Mutter von der Baronin selbst auf Heimbachs auszeichnende Artigkeit gegen Rosa'n und Rosa's ver-

rätherisches Errötben bey seinen beredten Blicken aufmerksam gemacht ward, so gestand sie auf ihr erstes Befragen ganz offenherzig, daß sie Heimbachen recht gern sehe, und seinen Umgang angenehm finde. Die Mutter war zu vernünftig, um Rosa'n deswegen einen Verweis zu geben, oder gar durch ein Verbot ihre schon glimmende Leidenschaft noch stärker anzufachen, doch sagte sie ihr einige herzliche Worte, welche die beabsichtigte Wirkung hatten, daß Rosa über sich nachzudenken anfieng, und sich zum erstenmal fragte, ob ihr Gefühl für Heimbachen nicht vielleicht mehr, als bloß freundschaftliche Zuneigung sey. Ihre beständige Sehnsucht nach ihm, ihr unbehaglicher Zustand, wenn sie von ihm getrennt war, ihre unwillkührliche Freude, so oft sie ihn wieder sah, und die Unruhe, die sie bey dem Gedanken empfand, daß er bald wieder an den Ort seiner Bestimmung zurückkehren werde, wurden ihr selbst jetzt verdächtig; die bedeutenden Worte der Mutter: Du magst ihn immer gern sehen und seinen Umgang angenehm finden, aber dein wärmstes Gefühl bewahre für den, der deinem Herzen und Leben werden soll, was dir Heimbach in seinem Verhältniß nie werden kann; — diese mütterlichen Worte wirkten auf ihr

Gemüth, je mehr sie darüber nachdachte, desto tiefer und stärker, und sie faßte endlich nicht ohne Selbstüberwindung den Entschluß, so lange Heimbach noch da seyn würde, nicht mehr zur Baronin zu gehen.

Aber Heimbach, dem jeder Tag ohne Rosa'n eine Ewigkeit schien, kam fast täglich nach Ruhthal, und sein Betragen war von der Art, daß ihm Felser, dessen Humanität keine Ausnahmen machte, den freyen Zutritt zu seinem Hause nicht versagen konnte, wär' er auch kein Verwandter der Tannenbergischen Familie gewesen. Heimbach ward bey dem nähern und öftern Umgange mit Rosa'n immer offner und dreister, sie dagegen versteckter und schüchterner. Er gestand Liebe, schwor ewige Treue; sie antwortete ihm darauf nur mit Seufzern und Thränen.

Mittlerweile hatte sich Heimbach seinen Verwandten entdeckt, und um ihre Vermittlung bey Rosa's Eltern gebeten. Er selbst wollte einen Versuch machen, die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, und wenn dieser Versuch fehlschlüge, so wollte er sich auf jede rechtskräftige Weise verbindlich machen, ihr treu zu bleiben und nach dem Tode seines Vaters ihren Ansprüchen auf sein Herz

volle Gnüge zu leisten. Der Baron, der zu aufgeklärt war, um die Verbindung seines nächsten Verwandten mit einem Mädchen von bürgerlicher Herkunft für schimpflich zu halten, interessirte sich warm für den Herzenswunsch seines Vetters, und freuete sich, Rosa'n auf eine ausgezeichnete Weise glücklich zu sehen. Allein, Felser bezeigte sich nichts weniger als geneigt, auf die eine oder die andere Art eine engere Verbindung seiner Tochter mit dem von Heimbach zu begünstigen, und alle Vorstellungen des Barons waren unvermögend, seine gegründeten Bedenklichkeiten zu verscheuchen. Jedoch wollte er auch Rosa'n nicht hindern, über ihr eignes Schicksal selbst zu entscheiden; nur rathen wollt' er ihr in dieser wichtigen Sache, und vor einer jugendlichen Uebereilung sie väterlich warnen.

Rosa brachte ihm selbst die Gelegenheit dazu entgegen; denn ihr kindliches Pflichtgefühl erlaubte ihr nicht, Heimbachs ernsthaften Antrag vor ihren Eltern geheim zu halten. Offenherzig gestand sie dem Vater, was sie schon der Mutter bekannt hatte, daß sie Heimbachen von Herzen geneigt sey; mit kindlicher Ergebenheit erklärte sie aber auch sich bereitwillig, ihm zu entsagen, wenn sie

nicht mit vollkommner Zufriedenheit ihrer Eltern die seinige werden könnte.

Ich habe vielleicht — setzte sie hinzu — Heimbachen von meiner Neigung schon zu viel verrathen; aber ich habe ihm nichts zugesagt, das mich verbindlich machen könnte, Ihnen ungehorsam zu werden.

Rosa, gute Rosa, — war die Antwort des Vaters — ich brauche dir gewiß nicht erst zu versichern, daß ich dich innig liebe und nichts sehnlicher wünsche, als dich glücklich zu sehen; aber eben dieser Wunsch ist die Ursache, daß ich eine ernsthafte Verbindung zwischen dir und Heimbachen nicht wünschen kann. Frage deinen eignen Verstand, und ich werde kaum nöthig haben, dir die Gründe meiner Bedenklichkeit umständlich mitzutheilen.

Rosa. Ach! ich sehe wohl die Scheidewand, die das Schicksal zwischen mir und Heimbachen zog.

Der Vater. Und wenn es nur die Scheidewand der Geburt und des Standes wäre! Aber Heimbachs Abhängigkeit von seinem Vater, diesem adel- und geldstolzen Manne, der mit seinem Vorurtheile alt geworden ist — Rosa, ich habe diesen

Mann von Person kennen gelernt, und ich seh' ihn im Geiste, wie er vor Wuth schäumt und stampft, wenn der Sohn mit demüthiger Gebehrde vor ihm steht und um Erlaubniß bittet, ein unbegütertes Bürgermädchen heyrathen zu dürfen. Ich will zugeben, daß Heimbach in seiner Liebe standhafter ist, als es die meisten jungen Männer seines Standes zu seyn pflegen, daß er sich eher eines Ungehorsams gegen den Vater, als einer Untreue gegen die Geliebte schuldig macht; ich will nicht bezweifeln, daß er sein nicht genug überlegtes Versprechen, bis zum Tode seines Vaters unverheyrathet zu bleiben, halten wird; — aber wirst du auch, wenn die Zeit des Harrens lange, und was wohl möglich ist, viele Jahre dauern sollte, dir an Frohsinn und Zufriedenheit gleich bleiben? Wird nicht bey dem langen Verzuge das Feuer der Liebe auf beyden Seiten erkalten? Möglich wär' es dann wohl, was dir jetzt unmöglich scheint, daß Ihr Beyde euer gegenseitiges Versprechen bereuet, und eurer Verbindlichkeiten einander freywillig entließet. Deine besten Jahre verstreichen indeß; du entbehrst das Glück, Gattin und Mutter zu seyn, grade zu der Zeit, wo dein Herz dafür am empfänglichsten ist, wo körperliche Kraft und geistige Munterkeit die

Beschwerden des ehelichen Standes erleichtert, und dein Recht zu Mutterfreuden kannst du vielleicht auf immer verlieren. Mancher edle Jüngling deines Standes würde dich suchen, und es stünde dir frey, den Edelsten auszuwählen; aber deine Hand ist versagt, und du darfst ihn nicht hören, wenn er auch, unbekannt mit Deinem Verhältniß, sich Mühe gäbe, Dein Herz zu gewinnen. Dein Verlobter ist indeß bey dem jahrelangen Verzuge doch kälter geworden; wenigstens scheint er es Dir, weil seine Briefe sparsamer werden, und weil sie bloß die schon oft ausgedrückten Versicherungen und Wünsche in einer eben so oft gebrauchten Form wiederhohlen, — und der Quaalgeist des Argwohns schleicht sich unvermerkt in dein Herz; du siehst ihn, deiner überdrüßig, bey Andern, die schöner und vornehmer, als Du, sind, umherflattern, und Du kannst Dich nicht enthalten, ihm Deinen Verdacht merken zu lassen, Du machst ihm zärtliche Vorwürfe, die ihn gegen Dich aufbringen.

Rosa. Ich darf nicht so eitel seyn, mir mehr Gewalt über mich selbst beyzumessen, als Sie mir zutrauen.

Der Vater. Ach! gute Rosa, wir wissen nicht, wie schwach wir sind, wenn unser Herz lei-

det. Und, gesetzt auch, Du bliebst über jede dieser Schwächen erhaben, so kann es doch bey dem Zartgefühl, das ich oft mit Vergnügen an Dir bemerkte, Dir unmöglich gleichgültig seyn, wenn um Deinetwillen der Sohn sich mit seinem Vater entzweyt, wenn dieser Dich als die Zerstörerin seiner stolzen Plane verwünscht, und vielleicht noch sterbend eine Verfügung macht, die dem Sohne die Nothwendigkeit auflegt, entweder Dich zu verlassen, oder auf den größten Theil seines väterlichen Erbtheils Verzicht zu leisten. Heimbach würde vielleicht das Letztere vorziehen; aber kannst Du auch wollen, daß er Deinen Besitz so theuer erkaufe?

Rosa. Nein, Vater, so mag ich nie die Seinige werden.

Der Vater. Rosa, wenn Du entsagen und einen Lieblingswunsch deines Herzens aufopfern kannst, so thu' es jetzt, eh' noch ein Band geknüpft wird, das Dir in der Zukunft eben so drückend werden könnte, als es Dir für die Gegenwart angenehm scheint. Und überhaupt, wenn ich auch den glücklichsten Fall annähme: daß Heimbachs Vater von sich selbst eine Ausnahme machte, und die Wahl seines Sohnes genehmigte; — Du bist nicht für den Zirkel geschaffen, in welchen Heimbach

Dich einführen will. Auferzogen im Schooße der Natur und an ihre stillen Freuden gewöhnt, wirst Du im Gewühle der großen Welt nie ganz zufrieden und glücklich seyn; Du wirst im Prunksaale des Ueberflusses eine Leere in Deinem Herzen empfinden, welche selbst die zärtlichste Gattenliebe nicht wird ausfüllen können, und wer kann Dir dafür bürgen, daß Heimbach, der Mann, auch bleiben wird, was Heimbach, der Liebhaber, ist? Es könnte ihm doch einmal einfallen, daß seinem edlen Stammbaume durch die Verbindung mit dir unedle Reiser aufgepfropft würden. Verächtlich blicken sie auf Dich herab, und flüstern über Dich mit verzogenem Munde, die auf ihre verdienstlose Herkunft eingebildeten Damen, deren überfeine Sitten Du lernen und nachahmen, deren steifen Etikette Du Deinen freyen Natursinn unterwerfen mußt, und vergebens wirst Du Dich unter ihnen nach einer wahren herzlichen Freundin umsehen. Suche Du einen wackern Bürger glücklich zu machen, und du wirst selbst mit ihm glücklicher seyn. Ich werde mich innigst freuen, wenn meine gute Rosa auch als Gattin einst gut genennt wird, aber ich würde es nicht gern hören, wenn man sie gnädig nennte.

Rosa umarmte ihren Vater mit der wärmsten kindlichen Liebe, und als Heimbach vor seiner Abreise von Hoheneichen noch einmal stürmisch in Rosa'n drang, und seinen Antrag unter den heiligsten Betheurungen wiederhohlte, so gewann sie es über sich, ihm unbedingt zu erklären, daß sie nie die Seinige werden könne, — und als er noch beym Abschiede fragte, ob er sich erlauben dürfe, an sie zu schreiben, so verbat sie es mit einem Anstande, der sie ihm noch theurer und achtungswürdiger machte.

Heimbach wünschte damals ein unbegüterter Bürger zu seyn; aber doch war der Rausch seiner Liebe so flüchtig, daß er sich binnen Jahresfrist mit einem Mädchen von nobler Herkunft verband, und Rosa bemerkte jetzt, ohne erst erinnert zu werden, daß Heimbach, dessen Andenken noch nicht aus ihrem Herzen vertilgt war, schwerlich eine lange Treue zu halten vermocht haben würde.

Mittlerweile war der Sohn des braven Oberförster Wilding von seinen sechsjährigen auf herrschaftliche Kosten gemachten Forstreisen wiedergekommen, und seine trefflichen Kenntnisse und Erfahrungen, die er im In- und Auslande gesammelt hatte, ließen mit Recht erwarten, daß er

das Forstwesen in der Herrschaft Hoheneichen auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit bringen würde. Der alte Wilding konnte für seine vieljährigen treuen Dienste keine schönre Belohnung erhalten, als daß ihm sein Sohn an die Seite gesetzt ward, und dieser verdiente in jeder Hinsicht den zu gemeinnütziger Wirksamkeit ihm angewiesenen Platz, den er kaum angetreten hatte, als er schon zu beweisen anfieng, daß die herrschaftlichen Förstereyen bey allen Vorzügen, die sie vor den fürstlichen hatten, noch bedeutender Verbesserungen fähig wären.

Wenn Wilding seinen Vater in wissenschaftlicher Hinsicht weit übertraf, so gab er ihm an moralischem Werthe, den seine feinere Bildung, sein gesammelter Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß noch hervorstechender machte, nichts nach, und ohne eben ein vorzüglich schöner Mann zu seyn, hatte er Anspruch auf die Hand des liebenswürdigsten Mädchens.

Rosa war, als er das väterliche Haus verließ, noch unentfaltete Knospe, und in ihrer vollendeten Blüthe fand er sie wieder. Ihr erster Anblick rührte sein Herz, und ein längerer Umgang mit ihr überzeugte ihn, daß sie die sey, die er zur

beständigen Gefährtin seines Lebens sich wünschte. Ihrem Vater hatte er einen großen Theil seiner frühern Bildung zu verdanken, denn Felser hatte ihn schon als Knaben gern um sich, und befriedigte seinen wißbegierigen Geist; ihm verdankte es Wilding vorzüglich, daß er es in seinem Fache so weit gebracht hatte, denn Felser hatte den Baron Tannenberg veranlaßt, den talentvollen Jüngling auf Reisen zu schicken.

Was war natürlicher, als daß Wilding jetzt wünschte, mit dem Felserschen Hause noch enger verbunden zu werden? Und nichts war dem alten Oberförster erwünschter, als dieß.

Felser beobachtete Rosa's Benehmen gegen Wilding im Stillen, und es war ihm eine angenehme Bemerkung, daß sie ihm nicht abgeneigt zu seyn schien.

Was Rosa für ihn empfand, war freylich nicht das, was sie für Heimbachen empfunden hatte; es war nur das ruhige Gefühl herzlicher Achtung und Freundschaft, aber doch bat sie nicht erst um lange Bedenkzeit, als Wilding mit edlem männlichem Anstande ihr sein Herz und seine Hand antrug.

„Du wirst es nicht bereuen, ohne Leidenschaft gewählt zu haben, — sagte Felser zu Rosa'n, als sie ihn für seine Einwilligung zu ihrem Bunde dankbar umarmte. — Schwärmerische Liebe hat noch selten in der Ehe beglückt; sie verwandelt sich entweder nach einem kurzen Genusse in Gleichgültigkeit und Kälte, oder man quält sich vor lauter Zärtlichkeit und Liebe durch Argwohn, Eifersucht und eigensinnige Zumuthungen; man bildet sich ein, die Tändeleyen der Liebe müßten auch in der Ehe noch fortdauern; man stellt zwischen dem vormaligen und jetzigen Betragen des Geliebten Vergleichungen an, und beklagt sich gegenseitig über verminderte Wärme, obgleich Jedes sich selbst gestehen muß, daß es nicht mehr so warm empfinde, wie vormals: die zärtlichen Klagen gehen allmählig in bittre Vorwürfe über, und das sanfte Band der Ehe wird zu einer drückenden Fessel, weil man nicht erwägt, daß zwischen dem Verhältniß der Verliebten und Verehlichten ein bedeutender Unterschied ist. Hättest du, meine Rosa, so gewählt, wie du einst wählen zu dürfen wünschtest, dann hätt' ich dich nicht ganz ruhig zum Altare begleiten können; aber nun kann ich Dir mit freudiger Hoffnung zu dem wichtigsten Schritte deines

Lebens Glück wünschen, da deine Liebe nicht Sinnenrausch, sondern ernsthafte Zuneigung und herzliche Werthschätzung ist. Wildings Charakter bürgt mir dafür, daß du mit ihm glücklich seyn mußt, und von Deinem Herzen kann ich erwarten, daß du auch Deinerseits nichts versäumen wirst, ihn glücklich zu machen. Sey ihm ein gutes, gefälliges, treues, im Glück und in der Noth unveränderlich treues Weib, und segnet der Himmel deine Ehe mit Kindern, so sey ihnen Mutter, wie es die Deinige dir war. An ihr hast du, seitdem du denken gelernt hast, ein Muster aller häuslichen Tugenden vor Augen gehabt. Wohl dir, meine Rosa, wenn du ihr nachahmst und gleich wirst! Unser Haus wird nun sehr einsam seyn, da von drey geliebten Kindern, die uns einst liebend umringten, keins mehr da ist; aber der Mitgenuß deines ehelichen Glücks wird uns alle entflohnen Freuden reichlich ersetzen.

Rosa. O mein guter Vater, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie mich von einer Leidenschaft abzogen, die mich leicht hätte in unabsehbares Elend stürzen können?

Der Vater. Du hast mir dadurch gedankt, daß du dich von ihr abziehen ließest. Ein Vater,

der seine Pflicht kennt, ist mit dieser Dankbezeugung zufrieden. Von nun an wirst du deinem Manne ergebner seyn müssen, als deinem Vater, und ein vernünftiger Vater bescheidet sich gern, daß sein Recht dem höhern Rechte des Mannes nachstehen muß.

Rosa. Ich werde meinen Mann lieben, wie meinen Vater, und dann wird er mir gewiß nicht vorwerfen können, daß ich zu wenig ihn liebte.

Wilding trat jetzt mit seinem Vater herein, um nach dem günstigen Bescheide, den er von der Tochter erhalten hatte, auch in der gehörigen Form von den Eltern ihre Hand zu erbitten.

„Nun, alter wackrer Freund, — rief Felser dem alten Oberförster entgegen — willst du mir einen Sohn bringen?

Der Oberförster (in froher Bestürzung). Mein lieber, theurer Herr Rath — ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe — ich wollte nur erst hier mit meinem Heinrich fragen, und bitten —

Felser. Ist schon so gut, als geschehen. Der junge wackre Mann, den ich meiner Rosa schon damals wünschte, als er noch Knabe und sie noch Kind war, hat des Mädchens Herz gewon-

nen, und Vater und Mutter geben mit Freuden ihr Jawort.

Mutter Elise, welche die Ankommenden bey ihrem Nähtische durchs Fenster erblickt und aus der grünen mit breitem Silber besetzten Staatstracht des alten Oberförsters seine Absicht errathen hatte, kam gerade herbey, als Felser Rosa'n nach ihr abschicken wollte, und sie bestätigte, was der Vater in ihrem Namen schon zugesagt hatte.

Man muß Vatergefühl haben, wie Robert, um fühlen zu können, wie herzerfreulich ihm Rosa's Hochzeittag war, und größer ward seine Freude noch dadurch, daß er sie größtentheils sich selbst und seiner treuen Gehülfin verdankte. Rosa's Bildung war ihr gemeinschaftliches Werk; beyde hatten sie ihr weiches reizbares Herz mit gleichem Eifer bewacht, bis der Mann um sie warb, der unter allen der würdigste war.

Als Robert seinen funfzigsten Geburtstag begieng, hatte ihn Rosa schon mit einem Enkel beschenkt, und er war wieder heiter, wie er einst an seinem vierzigsten war, ob er gleich in diesem Zwischenraume die widrigsten Schicksale erfahren hatte. Froher noch stand er jetzt da mit dem erhabnen Bewußtseyn, daß er sich gleich geblieben

war auch in den trübsten und traurigsten Tagen; daß unverdiente Demüthigung eben so wenig als schmeichelhafte Erhebung in seiner Denk- und Handlungsweise eine Veränderung hatte bewirken können; daß er bey dem schmerzhaftesten Ereigniß in seiner Familie doch seine Fassung behauptet und Kraft behalten hatte, für die Menschheit zu leben. Wohin er jetzt blickte, boten sich seinen Augen gemeinnützige Erndten dar, wozu er den Saamen ausgestreut hatte. Er erstaunte jetzt, nachdem er ein Menschenalter in der ihm angewiesenen Sphäre gewirkt hatte, über sich selbst, daß er auf seinem nicht sehr ausgezeichneten Platze so viel zu Stande gebracht hatte. Es schien weder das Geschlecht noch das Gebiet zu seyn, das er vor dreyßig Jahren hier fand; so auffallend hatte sich Alles zu seinem Vortheil verändert. Aufklärung, Humanität und Industrie war in dem kleinen Ländchen überall einheimisch, und wenn gleich die Menschen auch hier Menschen und nicht alle vernünftig und gut waren, so hatten sie doch bey der überwiegenden Mehrheit der Weisern und Bessern keine Stimme, kein Ansehen. Keine von den nützlichen Anstalten, die Robert veranlaßt und zum Theil selbst eingerichtet hatte, war in Stocken gekommen, vielmehr nä-

herte sich jede von Jahr zu Jahr mehr ihrem Zwecke. Man sah nunmehr diese Anstalten durchgängig für eine Ordnung an, die nothwendig seyn müßte, und wunderte sich, wenn man hörte, daß in andern Ländern und Orten die Einrichtung solcher Anstalten Schwürigkeiten mache und Widerwillen errege.

Robert war denn auch immer noch auf Verbesserungen bedacht, die sein Herr unterstützte und seine Freunde ihm ausführen halfen; denn er hatte den Grundsatz, daß die stufenweise Vervollkommung des Menschengeschlechts, als der höchste und würdigste Entzweck desselben, auch eine unabläßige Vervollkommung der zu seiner Bildung dienlichen Mittel erforderlich mache, und man war in der Herrschaft Hoheneichen an Neuerungen schon so gewöhnt, daß es Keinem einfiel, darüber zu murren.

War gleich Robert schon ein bejahrter Mann, so war er dennoch an Sinn für Pflicht und Beruf, an Gefühl für Natur, Freundschaft und gesellige Freuden noch ein kraftvoller Jüngling, und die ländlichen Schönheiten seines Aufenthalts waren ihm so wenig veraltet, daß er noch in jeder Blüthenzeit mit denen, die seinem Herzen die nächsten waren, nach dem feyerlichen Buchentempel

wallfarthete, und die beym ersten Anblick dieser göttlichen Schöpfung empfundene Wonne wieder-empfand.

Sein Haus stand für Jedermann offen, und mancher Fremde, der ihn besuchte, um ihn als einen berühmten Mann nur kennen zu lernen, schied als warmer Freund von ihm. Nicht selten sah er sich hier von einem Zirkel fröhlicher Menschen umgeben; denn ob ihn gleich seine Sparsamkeit keine luxuriösen Gastmähler geben ließ, so hielt sie ihn doch eben so wenig zurück, seine Freunde bisweilen frugal zu bewirthen, und den heimlichen Armen — denn öffentliche Bettler gab es in dieser Pflege nicht mehr — eine Gabe zu reichen.

So hatte Felser jetzt seine Lieben zur Erndtefeyer bey sich versammelt und einen überaus frohen Tag in ihrer Mitte gelebt. Schon war die Nacht eingebrochen, und die auswärtigen Freunde machten, da der Mond bereits aufgegangen war, Miene zum Aufbruch.

„Nein, so dürft ihr nicht fort — rief der fröhliche Wirth — wir müssen zuvor noch unsers lieben Pfarrers gesellige gute Nacht anstimmen.“

„Ja, das wollen wir,“ — riefen sie Alle. Und rasch hüpfte Rosa, wie sie als Mädchen ge-

wohnt war, zum harmonischen Flügel, und von Mozarts sanften Akkorden begleitet sang Robert, — ach! und wußte nicht, und seine Lieben wußten's nicht, daß an einem dünnen Faden über seinem Haupte ein Schwerdt hieng — er sang, und seine Lieben sangen mit ihm:

Gute Nacht!
Glücklich ward ein Tag vollbracht.
Gutes kam in Fülle wieder
Uns vom Sternenhimmel nieder;
Freude hat uns zugelacht:
Gute Nacht!

Süß umwand
Uns der Freundschaft Rosenband.
Reizender ist dann die Erde,
Minder drückend die Beschwerde,
Wandeln wir durchs Pilgerland
Hand in Hand.

Sympathie!
Scheid' aus unserm Kreise nie!
Gatte zu vertrauten Scherzen
Schwesterseelen, Bruderherzen
Oft noch, und beglücke sie,
Sympathie!

Flüchtig schied
Dieser Tag ins Nachtgebiet.
So verschwinden unsre Tage,
Ihre Freud' und ihre Plage,
Flüchtig, wie bey Scherz und Lied
Dieser schied.

Drum genießt!
Pflücket Blumen, scherzt und küßt!
Bald verwandelt sich die Scene
Seht die Flur in ihrer Schöne,
Weil noch Laub und Blüte sprießt,
Und genießt!

Sanfte Ruh
Lächelt jetzt den Müden zu.
Wer das Gute will und übet.
Keinen hasset und betrübet,
Der nur schmeckt, wie ich und du,
Himmelsruh.

Gute Nacht!
Unser Band trennt keine Macht.
— — — — — —

In diesem Augenblicke trat ein Landmädchen zur Thüre herein, und gab durch ihre ängstlichen

Gebehrden zu erkennen, daß ihr Geschäft keinen Verzug leide. Robert schwieg, sobald er die Kommende wahrnahm, und der Schluß des Gesanges war mit einemmal unterbrochen.

„Mein Vater will sterben.“ — Weiter konnte das Mädchen auf Roberts Befragen nichts antworten, denn ein Thränenstrom versetzt' ihr die Sprache.

„Beruhige dich, gutes Kind — sagte Robert — wir haben Alle noch einen Vater, der nicht stirbt.“

Der Pazient war ein Taglöhner in einem Dorfe, das fast eine Meile von Ruhthal entfernt lag, und Robert eilte noch in dieser Nacht hin, um, wo möglich, sein Leben zu retten. So groß die Gefahr war, worin er ihn fand, so gelang es ihm doch, nach einer achttägigen sorgfältigen Behandlung, ihn der zärtlichen Tochter gerettet wieder zu geben; aber er selbst befand sich seit jener Nacht übel, und aller angewandten Mittel ohngeachtet, die er, um die Seinigen nicht zu beunruhigen, im Stillen gebrauchte, konnte er endlich sein Uebelbefinden nicht mehr verbergen. — Bey der Mäßigung, die Robert auch in der Freude behauptete, war sein Blut doch erhitzt wor-

den, und der Uebergang aus dem lebhaften Gesellschaftszirkel durch einen Ritt bey rauher Nachtluft in die mit giftigen Ausdünstungen geschwängerte Krankenstube, hatte auf seinen sonst festen Körper doch allzuangreifend gewirkt. — Bald vermocht' er nicht mehr, außer dem Bette zu dauern; seine Wangen verfielen, sein Auge war matt, sein Athem schwer und gepreßt. Elisa und Rosa weinten schon heimlich, ob sie gleich die Gefahr, worin er schwebte, nicht so kannten, wie er. Doch behielt er noch die Geistesgegenwart, sich selbst zu beobachten, und sich selbst die nöthigen Heilmittel zu geben. So glücklich indeß seine Kunst bey Andern war, so wenig schien sie bey ihm selbst zu vermögen. Er ward täglich matter und kraftloser, und sah seinem Ende ruhig, wie ein Weiser, aber doch mit zärtlicher Theilnahme an dem Schmerze der Seinen entgegen.

Es war der funfzehnte Tag seiner Niederlage, als Elisa und seine Kinder, und Meier, der noch immer sein geliebtester Freund war, um sein Bette versammelt waren. Meier wollte den hohen Beruf des Religionslehrers, Kranken und Sterbenden Muth einzusprechen, auch an seinem Freunde verwalten; aber die Wehmuth übermannte ihn,

und er bedurfte selbst Trost für sein blutendes Herz. Da richtete Robert sich mit Anstrengung auf, und sagte zu den Umstehenden mit schwacher bebender Stimme: „Betrübt euch nicht zu sehr, wenn die Vorsehung beschlossen hat, mich von euch zu trennen. Ich sterbe durch meinen Beruf, und vollende so recht schön die Reise nach der großen seligen Heimath, wo wir uns gewiß einmal wiederfinden und ungetrennt mit einander fortleben werden. Fortleben, in dieser süßen Verbindung fortleben, ist für uns ja Bedürfniß, und der dieß Bedürfniß uns eingepflanzt hat, wird es auch stillen.“

Erschöpft sank Robert auf sein Lager zurück, und nach einer thränenvollen Pause fragt' ihn Elise: „Guter Mann, ist denn gar kein Mittel und keine Hülfe mehr auf der Welt?“

Robert schien die Frage nicht zu bemerken, aber nach einigen Sekunden richtete er sich wieder auf, forderte sein Schreibzeug, und verschrieb sich mit zitternder Hand ein Pulver, das vermittelst der Landapotheke, die der Freyherr von Tannenberg auf Felsers Veranlassung angelegt hatte, binnen Stundenfrist fertig war.

„Es ist der letzte Versuch, — sagte Robert,

als er es nahm — wenn dies ohne Wirkung bleibt, so werd' ich jenseits genesen. (Nach einer Pause.) Kinder, wollt ihr mir noch eine Wohlthat erzeigen, so entfernt euch von meinem Bette."

Mit tiefer Wehmuth traten die Liebenden seitwärts, und belauschten seine Athemzüge mit banger Erwartung.

Nach einer unruhigen Stunde wandte Robert auf seiner Lagerstätte sich um, ward still — und entschlief — und erwachte nach einem zwölfstündigen Schlummer mit gestärkter Kraft, stand auf und genas, und lebt noch jetzt für die Menschheit zum Segen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voigt, Christian Friedrich Traugott,

Robert oder der Mann, wie er seyn sollte Ein Seitenstück zu Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte

Bd.: 3

Leipzig (1802)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.22(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108849-3
VD18 15518566-001